

# Editorial

Sabine Hödl

**A**rmutsprävention und Armenfürsorge – zu allen Zeiten und gerade gegenwärtig höchst aktuelle Themen! *Hilfe zur Selbsthilfe, das Vermeiden von Beschämung und Demütigung, ein freudiges Geben im Bewusstsein, dass dieses nicht nur dem Empfangenden, sondern auch dem Gebenden dient*, so interpretierte der große mittelalterliche Talmudgelehrte, Philosoph und Arzt Maimonides „Zedaka“, wie Martha Keil im ersten Beitrag beschreibt. Sie zeigt, wie diese „Gerechtigkeit“ von anderen Gelehrten ausgelegt und in jüdischen Gemeinden ein Zedaka-System zur Unterstützung von Armen und Bedürftigen entwickelt wurde.

Felicitas Heimann-Jelinek führt für das 18. und 19. Jahrhundert aus, dass *ein schrittweises Eintreten in und die Arbeit an einem gemeinsamen sozialen und kulturellen Raum* von Jüdinnen und Juden in Wien wie auch in deutschen Städten feststellbar ist. *Der klassische jüdische Zedaka-Gedanke erweiterte sich überall in dem Maße, in dem die jüdische Gesellschaft an der Umgebungsgesellschaft teilnahm.*

Einer Vertreterin des aufgeklärten Judentums, die ihren religiös-jüdischen Traditionen in ihrem Leben und Wirken treu blieb, widmet sich Gudrun Wolfgruber. Bertha Pappenheim suchte *nach Anknüpfungspunkten für eine weibliche Tradition innerhalb des Judentums bei gleichzeitiger Übertragung frauenemanzipatorischer Ziele auf den jüdischen Kontext.* Damit entfernte sie sich weit von dem *durch ihre Sozialisation vorgegebenen Lebensentwurf* und konnte doch auch ihre Wurzeln in Ehren halten.

Ilse Arlt wurde weniger aufgrund religiöser Vorschriften, sondern aus der vom Großvater vorgelebten Haltung und der eigenständigen Beschäftigung mit Armut und deren Hintergründen zur Wegbereiterin einer sozialen Arbeit, die auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruht. Ihr Denken spiegelt *eine breite Rezeption literarischer, philosophischer und – damals neuer – sozialwissenschaftlicher Werke wider, die den Geist der Aufklärung, Emanzipation und fortschreitenden Humanisierung vorantrieben*, wie Maria Maiss in ihrem Beitrag schreibt.

Mit den sogenannten jüdischen Wanderbettlern, vor allem mit dem Umgang der jüdischen Gemeinden mit ihnen, beschäftigt sich Christoph Lind. Mit dem Versuch der Organisation zur Versorgung der umherziehenden Bettler und Bettlerinnen wollten die Gemeinden bzw. deren Vertreter das im Wesentlichen als „Übel“ wahrgenommene Phänomen beherrschbar machen. Armenfürsorge wurde zusehends *dem Zeitgeist des 19. Jahrhunderts, der Arme so schnell wie möglich wieder „produktiv“ machen und in den Arbeitsprozess eingliedern wollte* untergeordnet, denn *Wohltätigkeit sollte keinesfalls vermeintlichen Müßiggang unterstützen.*

Der jüdischen Wohlfahrt im wilhelminischen Deutschland um 1900 widmet sich Anna Michaelis in ihrem Beitrag. Sie zeigt deutlich die Systematisierungs- und Zentralisierungstendenzen, die die Gemeinden ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorantrieben: *So erschloss die Armenkommission als wichtigste Institution der jüdischen Armenfürsorge immer weitere Bereiche der jüdischen Wohltätigkeitsarbeit und wurde auf diese Weise zur Schaltstelle dieses Aktivitätsfeldes.* Ganz deutlich wird *eine neuralgische Phase zwischen Tradition und Umbruch, in der traditionelle Praktiken fortlebten und bereits neue Konzepte erprobt wurden.*

Der 1901 in Berlin gegründete „Hilfsverein der deutschen Juden“ war mit bis zu 27.000 Mitgliedern in 320 Ortsverbänden die zweitgrößte Organisation der deutschen Juden. Vor allem deren Wohltätigkeitsarbeit im Osmanischen Reich thematisiert Christoph Jahr in seinem Artikel und kommt zu dem Schluss, dass der „Hilfsverein“ ein Musterbeispiel dafür sei, *wie ursprünglich religiös begründete Traditionen in säkulare Kontexte überführt wurden – und doch stets an ihren Ursprung rückgebunden blieben.*

Den Abschluss findet das Heft mit zwei „Werkstatt“-Berichten aus aktuellen Projekten unseres Instituts, zum einen das Projekt „Mobile Dinge. Menschen und Ideen“ und zum anderen das Forschungsprojekt „Koscher in Wien 1848–1918“.

# „Denn Zedaka rettet Gerechte Wohltätigkeit

Martha Keil



Zedakabüchse aus dem  
18. Jahrhundert © Jüdi-  
sches Museum Prag

*E*s gibt acht Stufen der Zedaka, jede ist höher als die nächstfolgende. Die höchste Stufe, über der keine andere steht, ist es, einen Glaubensgenossen zu unterstützen, indem man ihm ein Geschenk oder Darlehen gibt, ihm eine Partnerschaft oder Anstellung anbietet, um seine Hand zu stärken, damit er nicht mehr von anderen abhängig sein muss. Eine niedrigere Stufe als diese ist, dem Armen zu geben, ohne zu wissen, wem man gibt, und auch der Empfänger weiß nicht, von wem er die Gabe bekommt. So wird das Gebot nur für den Himmel erfüllt. [...] Eine niedrigere als diese Stufe ist es, einem Armen direkt in die Hand zu geben, jedoch ohne gebeten worden zu sein. [...] Eine niedrigere Stufe als diese ist es, einem Armen zwar nicht ausreichend zu geben, aber freudig und mit einem Lächeln. [...] Die niedrigste Stufe ist, jemandem widerwillig zu geben.<sup>1</sup>

Hilfe zur Selbsthilfe, das Vermeiden von Beschämung und Demütigung, ein freudiges Geben im Bewusstsein, dass dieses nicht nur dem Empfangenden, sondern auch dem Gebenden dient – diese ökonomischen und psychologischen Anleitungen des großen Talmudgelehrten, Philosophen und Arzt Maimonides (gest. 1215) muten modern an. In einer Zeit ohne soziale Absicherung durch die öffentliche Hand übernahmen die religiösen Gemeinschaften die Aufgaben der Armutsbekämpfung und der Fürsorge. Im Judentum haben diesbezügliche Strategien eine lange und bewährte Tradition.

Die religiösen Leitsätze sind bereits in der Tora, den Fünf Büchern Mose', festgelegt: Die Erschaffung des Menschen – *Und Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild.* (Gen. 1,27) – impliziert die Nachahmung göttlicher Qualitäten: *Der Ewige übt Barmherzigkeit (Chessed), Recht (Mischpat) und Gerechtigkeit (Zedaka)*

# vor dem Tod ...“ und Armenfürsorge im Mittelalter



Ruth trifft Boaz, während sie Ähren sammelt.  
Manuskript von William de Brailes, ca. 1230 © The Walters Art Museum

auf Erden (Jesaja 9,23). Zahlreiche Gesetze der Tora dienen der Armutsbekämpfung und ausgleichenden Gerechtigkeit: Beispielsweise soll auf den Feldern in den von der Mähbewegung mit der Sense ausgesparten Ecken das Getreide stehen bleiben, um von Bedürftigen geerntet werden zu können (Lev. 19,9–10), wie dies auch im biblischen Buch Ruth so schön beschrieben ist. Als Maßnahme der Armenfürsorge kann auch das Verbot interpretiert werden, von Angehörigen der eigenen Gemeinschaft Zinsen zu nehmen (Ex. 22,24; Deut. 23,20). Die Abgabe des zehnten Teiles, des sog. Zehnten, der gesamten Ernte jedes dritte Jahr sollte

jedoch nicht nur Notleidenden der eigenen Gemeinschaft zugutekommen, sondern ausdrücklich auch Fremden (Deut. 14,28f.). In jedem siebenten Jahr, im Schabbatjahr, sollte ein Schuldenerlass die Armen von existenzbedrohenden Krediten erlösen – eine idealistische Verordnung, die jedoch den wirtschaftlichen Realitäten weichen musste. *Doch eigentlich*, so Deuteronomium 15,4, *sollte es bei dir gar keine Armen geben; denn der Herr wird dich reich segnen in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir als Erbesitz gibt [...] – vorausgesetzt, dies wird betont, die diesbezüglichen Gebote werden eingehalten.*<sup>2</sup>



Das Buch Ruth mit Kommentar im Machzor Minhag Aschkenaz le-Schavu'ot ule-Sukot von Joseph Kara, 1300–1329. Die Illustration zeigt Ruth und Boaz zum Fest von Schav'uat, mit welchem die Übergabe der Gebote an Moses gefeiert wird, Ruth ganz links im Bild, Boaz in der Mitte mit roter langer Robe. © The British Library Board, Add MS 22413, fol. 71r

Folgerichtig ersetzen seit der Zerstörung des Zweiten Tempels im Jahr 70 die uneigennütigen „Liebeswerke“ (Gemillut Chassadim) das Tempelopfer. In Aufnahme des von Jesaja angeführten göttlichen Attributs kristallisierte sich gegen Ende des 2. Jahrhunderts als neuer Begriff „Zedaka“ heraus, wortwörtlich „Gerechtigkeit“, also mehr als noch so großzügige barmherzige Gaben. *Zedaka errettet vor dem Tod*, so die Zusicherung in Sprüche 1,2 und 11,4, die sich selbstverständlich auf den spirituellen Tod bezieht. Wohltätigkeit verbunden mit ihrer gerechten Anwendung sichert also das individuelle Seelenheil und auf der universalen Ebene beschleunigt sie das Kommen des Messias (bab. Talmud, Baba Batra 10a).

Gemillut Chassadim und Zedaka umfassen alle karitativen Handlungen gegenüber materiell und seelisch Bedürftigen: Unterhalt für Witwen und Waisen, Aus-

stattung von Bräuten, Stipendien für Talmudstudenten (Bachurim), Besuch und Pflege von Kranken und Versorgung der Angehörigen, Totenwache, Bestattung der Toten und Tröstung der Trauernden sowie jede Hilfe in und aus der Armut. Großer finanzieller Anstrengungen bedurften die Auslösung von Gefangenen sowie Bestechungsgelder und Kompensationszahlungen bei Vertreibungen und Lebensbedrohungen. Die Einhebung dieser Summen wurde übergemeindlich, im Verbund aller jüdischen Gemeinden des betroffenen Territoriums organisiert. Auch die sich zufällig darin aufhaltenden Gäste mussten sich beteiligen.<sup>3</sup>

## Zedaka und Gemeinde

Meir bar Baruch von Rothenburg (gest. 1293), die letzte für ganz Aschkenas verbindliche rabbinische Autorität, zählte in einem Rechtsgutachten an die jüdische Gemeinde von Stendal die Zedaka-Kassa zu den gemeindlichen Einrichtungen, die nach dem Mehrheitsprinzip von den steuerzahlenden Gemeindemitgliedern organisiert werden mussten. Weitere sind die Ernennung von Vorstand und Vorbetern, der Neubau sowie Umbau und Abbruch einer Synagoge, die Ein-

richtung eines Versammlungshauses und eines Backhauses sowie sämtliche notwendige Infrastruktur, um eine jüdische Gemeinde, eine Kehila, entsprechend dem jüdischen Recht, der Halacha, zu führen. Vermutlich nicht zufällig reihte Rabbi Meir von Rothenburg die Zedaka und die Ernennung von deren Verwaltern (Gaba'im) an die dritte Stelle, unmittelbar nach der Wahl der Vorsteher und der Vorbeter und noch vor die bauliche Infrastruktur.<sup>4</sup>

Die reguläre Armenversorgung gehörte somit zu den zentralen gemeindlichen Leistungen, von den Mitgliedern für die Mitglieder. Die früheste diesbezügliche Verordnung, die „Hilchot Zedaka“ (Gesetze der gerechten Wohltätigkeit) von Rabbi Izchak bar Mosche Or Sarua von Wien aus der Mitte des 13. Jahrhunderts betont zwar die Verpflichtung zum Zehnten, doch sie überlässt die internen Regelungen der jeweiligen Gemeindeautonomie.<sup>5</sup> Um 1400 verordnete Rabbi Mosche bar Izchak ha-Levi (Maharil) von Mainz (gest. 1427): *Die Söhne der Stadt [die Juden] sind befugt, eine Armenküche einzurichten etc. Desgleichen können sie die Beiträge für die Armenkasse und die Armenküche nach Belieben ändern. Und sie versorgen davon die Armen der eigenen Stadt und diese haben den Vorzug gegenüber fremden Armen.*<sup>6</sup> Hier zeigen sich bereits erste Grenzen der Gleichheit und Gerechtigkeit der Zedaka: Armut und Hilfe sind hierarchisiert, die Armen der eigenen Gemeinschaft stehen an erster Stelle. Umgekehrt konnten Gäste und Fremde, die sich aus welchen Gründen immer in der Gemeinde aufhielten, nicht gezwungen werden, Beiträge für die Armenkasse zu leisten, sie erfüllten diese Pflicht in ihrer Heimatgemeinde.

Ein weiteres Problem bestand in der gerechten Zuteilung der Zedakagelder bzw. der Berechtigung, diese zu beziehen. Ein gewisser Chawer Joslein – ein Gelehrter, jedoch nicht Rabbiner – stellte an seinen Wr. Neustädter Kollegen Josef bar Mosche, genannt Jossel von Höchststadt, die Frage, welche Empfänger den Vorzug hätten: die Armen der eigenen Gemeinde oder Verwandte in Erez Israel. Vielleicht war diese Frage nur theoretisch gestellt, doch zeigt sie das Dilemma zwischen der gemeindlichen Verantwortung und der Verpflichtung gegenüber der Familie auf, die sich noch dazu im Heiligen Land befand. Jossel berief sich auf eine Entscheidung von Rabbi Izchak ben Ascher ha-Levi, der im 11. Jahrhundert in Speyer lebte: Niemand ist befugt, sich von der gemeindlichen Zedaka abzusondern und nur seinen Verwandten etwas zu geben.

Er muss seinen Beitrag an den Zedaka-Verwalter der Gemeinde, den Gabbai, entrichten, der diesen nach Gutdünken an die einzelnen Armen verteilt. Dies gilt umso mehr, wenn man sich in einer anderen Stadt aufhält und dort einen bedürftigen Freund unterstützen will; in die Armenversorgung einer fremden Gemeinde darf man sich keinesfalls einmischen. Diese Gesetze galten allerdings nicht für private Spenden, wie Jossel von Höchststadt ausführte: *Aber für einen Einzelnen, der freiwillig, für sich, Zedaka geben will, liegt es in seiner Hand, wem auch immer sein Herz begehrt zu geben, auch außerhalb seiner Stadt. In dem Fall haben die Armen seiner Stadt keinen Vorrang, denn er leistet ja freiwillig Zedaka.*<sup>7</sup> Man unterschied also zwischen den für alle verpflichtenden Zedaka-Beiträgen und den freiwilligen, zusätzlichen Spenden eines Privatmenschen, die man unabhängig von der Sozialpolitik der Gemeinde verteilen konnte.<sup>8</sup>

ORF. WIE WIR.

WENN FÜR  
SIE DAS  
**BESTE**  
GUT  
GENUG IST

**ORF** III  
Kultur und Information

Mehr Kultur und Information  
unter tv.ORF.at/ORFdrei und im ORF-III-Newsletter:  
Einfach anmelden unter ORFdrei-informiert.ORF.at



## Organisation und Einkünfte

Während in kleineren Gemeinden die Zedaka zentral verwaltet wurde, gründeten in großen Gemeinden die Verantwortlichen der diversen Synagogen selbstständige Zedaka-Kassen, oft auch zweckgewidmet. In Wiener Neustadt ist beispielsweise eine „Zedaka schel Bachurim“, eine Kassa der Talmudstudenten erwähnt, die von der „Synagoge der Bachurim“ – sicher nur ein Betraum, kein eigenes Gebäude – betrieben wurde.<sup>9</sup> Welcher Rabbiner dieser vorstand und in wessen Haus sie eingerichtet war, gibt Jossel leider nicht an. Eine rabbinische Steuerordnung aus der Steiermark von 1415 erwähnt *zehen, die gemainlich der Juden sint, daraws man durch gots willen liecht prennet und armen Leuten daraus geit*, also Kassen, deren Beiträge die Synagoge mit Kerzen ausstatteten und der Versorgung der Armen dienten.<sup>10</sup> Analog zu den christlichen Kloster- und Laienbruderschaften gründeten sich bereits in talmudischer Zeit Gemeinschaften (Chevrot) für verschiedene Zwecke der Zedaka. Anders als in Spanien und Südfrankreich, wo solche Bruderschaften bereits im 13. Jahrhundert existierten, ist die älteste aschkenasische Chewra Kadischa (heilige Gemeinschaft) erst 1564 in Prag nachgewiesen. Sie sind auch heute noch in erster Linie als Beerdigungsbruderschaften – aller-

dings mit einem breiten Aufgabenspektrum – bekannt. Doch bereits im 13. Jahrhundert erhielten Arme auch in Aschkenas ein Begräbnis auf Kosten der Gemeinde.<sup>11</sup>

Wie eingangs erwähnt, ist der biblische Zehnte die Grundlage für die Zedaka-Gelder, doch wurde dieser hohe Prozentsatz nur als Bezeichnung, aber selten als konkrete Zahl beibehalten. In seiner Gemeindeverordnung von 1469 legte Rabbi Mosche Minz für Mainz als monatlichen Beitrag den vierzigsten Teil (2,5 Prozent) des Vermögens fest. Auch dessen – modern ausgedrückt – Bemessungsgrundlage war durch den Minhag, den Rechtsbrauch, einer Gemeinde geregelt. Da die meisten Einkünfte der Juden und Jüdinnen aufgrund der rechtlichen und wirtschaftlichen Zwänge aus der Geldleihe kamen, wurden die Darlehen auch für die Zedaka besteuert. In Österreich musste man den „Zehnten“ nur vom Kapital eines Darlehens und nicht von den Zinsen oder sonstigen Gewinnen leisten, *nur besondere Leute, die fromm (Chassidim) waren, gaben den Zehnten sofort, nachdem sie den Gewinn erhalten hatten, von jeder Sache*, wie Jossel von Höchstädt durchaus bewundernd notierte.<sup>12</sup> Von den Geldern der Armenkasse durften Darlehen vergeben werden, die für diesen besonderen Zweck eine Umgehung des innerjüdischen Zinsverbotes erlaubten – die Schuldner deklarierten die Zinsen als Spende.<sup>13</sup>



Linke Seite: Fragment eines Grabsteins auf dem Jüdischen Friedhof Otwock (Karczew-Anielin), Polen © Nikodem Nijaki 2011 ([de.wikipedia.org/wiki/Datei:Jewish\\_cemetery\\_Otwock\\_Karczew\\_Anielin\\_IMG6721.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Jewish_cemetery_Otwock_Karczew_Anielin_IMG6721.jpg))

Links: Die Zedaka-Büchse als Zeichen der Fürsorge für die Armen als Symbol auf jüdischen Grabsteinen. Jüdischer Friedhof Rexingen, Grabstein von Sophie Fröhlich, gest. 1869 © Markus Pagel

Rechts: Jüdischer Friedhof Rexingen, Grabstein von Rösler Löwengart, geb. Weil, gest. 1841 © Markus Pagel

Neben den gemeindlich verordneten Zahlungen gab es auch Mischformen zwischen einer in der Höhe festgelegten Pflichtzahlung und einer individuellen Privatspende. Die Zedaka-Kassa konnte sich nämlich auf umfassende religiös-rechtliche Handlungen und Riten stützen, die großteils im öffentlichen Raum der Synagoge zelebriert wurden. Für alle Ehrenämter rund um die Toralesung, also das Ausheben, Auf- und Zubinden der Torarolle und die Lesung selbst, gab man – und gibt noch heute – eine Spende. In manchen Gemeinden wurden sie sogar an den Meistbietenden versteigert. Bedeutend für die Armenkasse waren auch die Spenden zu freudigen privaten Anlässen und zu den Feiertagen. Während der Zehn Erhabenen Tage zwischen Neujahr und Versöhnungstag besuchte etwa Rabbi Israel Isserlein bar Petachja von Wiener Neustadt (ca. 1390–1460), der Lehrer und Dienstherr von Jossel von Höchstädt, täglich den Friedhof *und schickte Zedaka an die Armen*. Zum „Fasten der Königin Esther“ am Vorabend des Purimfestes (Ta’anit Ester) *gab er drei Hälblinge, die in der Stadt gängig waren, und auch die Frauen und die Jungfrauen in Österreich gaben jede einzelne drei Hälblinge, und auch eine Schwangere gab für ihr ungeborenes Kind*.<sup>14</sup> Auch Frauen und Mädchen konnten also durch Spenden an der öffentlichen Ehre teilhaben. Die im Nürnberger Memorbuch bis 1346

verzeichneten Spenden für Friedhof, Arme und Kranke sowie Synagoge und Studium stammten zur Hälfte von Frauen.<sup>15</sup> Und Maharil bemerkte, dass Frauen auch ohne das Einverständnis ihrer Ehemänner den „Zehnten“ an die Armenkasse gaben.<sup>16</sup>

Eine wichtige Einnahmequelle für die Zedaka waren auch die Straf- und Bußgelder für diverse Vergehen, auch sie in einem Mischcharakter zwischen kommunal verpflichtend und freiwillig privat. Für das oft auferlegte mehrtägige Fasten konnte eine entsprechende Ersatzzahlung an die Zedaka geleistet werden. Ein freiwilliges Fasten z. B. nach einem Alptraum konnte man in Österreich mit vier Pfennigen pro Fasttag ablösen.<sup>17</sup>

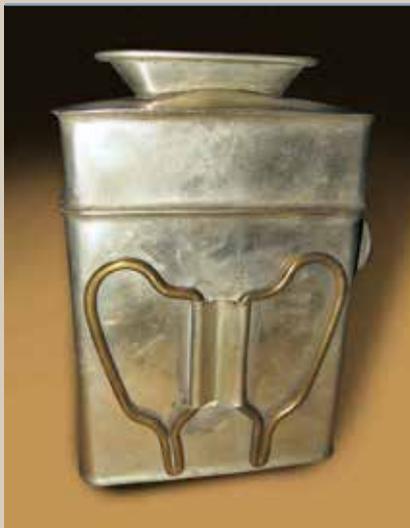
Auch von der im Spätmittelalter auch innerjüdisch noch häufig praktizierten Geißelung oder Prügelstrafe konnte sich der Delinquent freikaufen. Die Summe *entsprechend seinem Reichtum* gab er an den Zedaka-Verwalter, der diese an die Armen und an die bedürftigen Talmudgelehrten verteilte.<sup>18</sup> Diese Ablösung zog die pragmatische Gemeindeverwaltung einer Körperstrafe eindeutig vor, denn ohne die Buß- und Straf-gelder hätte die Zedaka ihre Aufgaben nicht erfüllen können. Dass der finanzielle Ersatz nur Begüterten möglich war, bedeutete eine Entehrung der Armen durch die demütigende Prügelstrafe.

Auch wenn die Pflege von Kranken grundsätzlich der Familie oblag, sprang die Zedaka doch dort ein, wo weder Angehörige dazu fähig noch finanzielle Mittel vorhanden waren. Jossel von Höchstädt, als Hausdiener und kleiner Talmudgelehrter selbst Empfänger von Almosen, erinnerte sich, *als mein Sohn Selikmann so krank war, dass er schließlich starb, sagte ich am Ende zum Gaon [wörtl.: „Fürst“, gemeint ist Rabbi Israel Isserlein], das Andenken des Gerechten zum Segen, dass ich ihn nicht mehr pflegen könne. Und der Gaon antwortete mir: „[...] Dinge jemanden vom Geld der Zedaka, der ihn pflegen soll.“*<sup>19</sup>

Mit dieser doppelten Leistung der Zedaka in Wiener Neustadt kehren wir zum Eingangszitat dieses Beitrags zurück: Nicht nur entlastete sie einen erschöpften pflegenden Angehörigen. Sie bot auch, ganz im Sinn von Maimonides' höchster Stufe der Wohltätigkeit, einem Armen eine Anstellung, *um seine Hand zu stärken, damit er nicht mehr von anderen abhängig sein muss.*

#### Anmerkungen

- 1 Maimonides (gest. 1215), Mischne Tora, Hilchot Matnot Aniim, 10:7–14. Hebräisch mit englischer Übersetzung von Elijah Touger: [https://www.chabad.org/library/article\\_cdo/aid/986711/jewish/Matnot-Aniyim-Chapter-10.htm](https://www.chabad.org/library/article_cdo/aid/986711/jewish/Matnot-Aniyim-Chapter-10.htm) (16. 4. 2020).
- 2 Gerhard Langer, „Eigentlich sollte es bei dir keine Armen geben“. Einige Schlaglichter auf das Thema Armut (sbekämpfung) in der rabbinischen Literatur. In: Erik Petry, Evita Wiecki (Hg.), Jüdische Armut. Münchner Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur 10/1 (2016), S. 9–18, hier S. 9f.
- 3 Martha Keil, „... und er gab mir einen Mantel, der für einen Armen passend war“. Armut und Armenfürsorge im mittelalterlichen Aschkenas. In: Jüdische Armut (wie Anm. 2), S. 19–29, hier S. 23f.
- 4 Zitiert in Martha Keil, Gemeinde und Kultur – Die mittelalterlichen Grundlagen jüdischen Lebens in Österreich. In: Dies., Eveline Brugger, Christoph Lind, Albert Lichtblau, Barbara Staudinger, Geschichte der Juden in Österreich. Wien 2013, S. 15–122, hier S. 40.
- 5 Michael Borgolte (Hg.), Enzyklopädie des Stiftungswesens in mittelalterlichen Gesellschaften. 1. Band: Grundlagen. Berlin 2014, S. 382.
- 6 Maharil, Sche'elot u-Teschuwot Nr. 38, zitiert in Keil, Armut (wie Anm. 3), S. 24f.
- 7 Josef Jossel bar Mosche, Leket Joscher. Hg. von Jakob Freimann. Berlin 1903, repr. Jerusalem 1964, Teil 2, S. 48.
- 8 Rainer Barzen, „Was der Arme benötigt, bist du verpflichtet zu geben“. Forschungsansätze zur Armenfürsorge in Aschkenas im hohen und späten Mittelalter. In: Michael Toch (Hg.), Wirtschaftsgeschichte der mittelalterlichen Juden. Fragen und Einschätzungen. München 2008 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 71), S. 139–152, hier S. 145–148.
- 9 Leket Joscher (wie Anm. 7), Teil 2, S. 15f.
- 10 Arthur J. Zuckerman, Unpublished Materials on the Relationship of early fifteenth Century Jewry to the Central Government. In: S. W. Baron Jubilee Volume. Jerusalem 1974, S. 1059–1094, hier S. 1087.
- 11 Rainer Barzen, Monika Escher-Apsner, Dirk Multrus, Religiös motivierte Barmherzigkeit und karitatives Handeln von Gemeinschaften im hohen und späten Mittelalter. In: Andreas Gestrich, Lutz Raphael (Hg.), Inklusion/Exklusion. Studien zur Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart. Frankfurt/Main u. a. 2004, S. 397–422, hier S. 408f.
- 12 Leket Joscher (wie Anm. 7), Teil 2, S. 76.
- 13 Keil, Armut (wie Anm. 3), S. 27f.
- 14 Leket Joscher (wie Anm. 7), Teil 1, S. 140 und 157.
- 15 Elishava Baumgarten, Practicing Piety in Medieval Ashkenaz. Men, Women, and Everyday Religious Observance. Philadelphia 2014, S. 103–137, Tabellen S. 117 und S. 123f.
- 16 Borgolte, Enzyklopädie (wie Anm. 5), S. 383.
- 17 Leket Joscher (wie Anm. 7), Teil 1, S. 116.
- 18 Ebda, Teil 2, S. 27.
- 19 Ebda; zitiert in Keil, Armut (wie Anm. 3), S. 27.



Zedaka-Büchse mit der Aufschrift „Zedaka rettet vor dem Tod“ © Jüdisches Museum Prag

# Wie konnten „normale“ Menschen zu Täterinnen und Tätern werden?

**Buchpräsentation: Beyond Hartheim.**  
Täterinnen und Täter im Kontext von „Aktion T4“ und „Aktion Reinhard“



Philipp Rohrbach, Béla Rásky,  
Brigitte Kepplinger, Thomas Stelzer,  
Florian Schwanninger (v.l.n.r.)  
© Land OÖ/Max Mayrhofer

Im Jänner 2020 wurde das von Florian Schwanninger und Philipp Rohrbach herausgegebene Buch „Beyond Hartheim. Täterinnen und Täter im Kontext von ‚Aktion T4‘ und ‚Aktion Reinhard‘“ (Studienverlag) im Rahmen einer Pressekonferenz im Beisein von Landeshauptmann Mag. Thomas Stelzer präsentiert. Durch das Buch wird ein weiterer Beitrag zur Erforschung von Täterschaften in der NS-Euthanasie und im Holocaust geleistet. LH Mag. Stelzer betont die Aktualität der Auseinandersetzung mit den Verbrechen der NS-Zeit: *„Es stellt sich die Frage, wie ‚normale‘ Menschen zu Täterinnen und Tätern werden konnten. Was musste geschehen, dass sie in Mordbetrieben wie Hartheim oder Sobibor reibungslos funktionierten?“*

Der Sammelband trägt auch zum Verständnis des engen Zusammenhangs zwischen den beiden Mordaktionen bei. Nicht zuletzt wird die Genese, das nahezu reibungslose Funktionieren sowie die Effizienz des NS-Massenmords durch neueste Erkenntnisse besser erklärt. Und es ist ein Versuch, Simon Wiesenthals Anliegen gerecht werden, NS-Täterinnen und -Täter zu identifizieren, zu benennen und zumindest historisch zur Verantwortung zu ziehen.

In den vergangenen Jahren verband der Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim seine Bemühungen um die Erforschung der Biografien von NS-Täterinnen und -Tätern mit den Aktivitäten des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI). Im Jänner 2017 fand dazu ein gemeinsames Kolloquium in Hartheim statt, das sich verschiedenen Aspekten der Täterforschung widmete. Beleuchtet wurden nicht nur die Biografien von Personen aus den höheren Rängen des nationalsozialistischen Vernichtungsapparats bzw. der einzelnen Vernichtungseinrichtungen, sondern auch das Personal aus den verschiedensten untergeordneten Bereichen des Massenmords bzw. seiner administrativen Abwicklung. Dabei waren nicht nur Karrieren, Lebensverläufe und Netzwerke Gegenstand der Untersuchungen; es wurden auch Selbstdarstellungen, Rechtfertigungen und die Versuche der juristischen Aufarbeitung nach 1945 analysiert.



# Zedaka – aus dem

Felicitas Heimann-Jelinek

Im Jahr 1926 fand in Düsseldorf die „GeSoLei“ statt, eine Ausstellung zu Gesundheitspflege, sozialer Fürsorge und Leibesübungen. Die jüdische Gemeinde Düsseldorf übernahm die Aufgabe, den Bereich „Hygiene der Juden“ zu gestalten. Zu diesem Zeitpunkt war das Thema „Hygiene“ vielleicht noch eindeutiger rassistisch besetzt als es bereits zur Zeit der „Internationalen Hygiene-Ausstellung“ 1911 in Dresden der Fall gewesen war, auf der Max Grunwald in der von ihm konzipierten jüdischen Abteilung offensiv die Fortschrittlichkeit jüdischer Hygienevorschriften und -praxis demonstrierte. Der GeSoLei-Rahmen in Düsseldorf zeigte teils offen nationalsozialistische Tendenzen. Es muss für die jüdische Gemeinde schwierig gewesen sein, sich darin zu präsentieren. Der in Düsseldorf zuständige Rabbiner Max Eschelbacher (1880–1964) gab vorsichtig-klug allgemeingültigen Grundpfeilern jüdischer Religion großen Raum. Möglicherweise hatte er bei der Konzeption den Ausspruch des biblischen Propheten Micha 6,8 im Kopf: *Es ist dir gesagt worden, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir erwartet: Nichts anderes als dies: Recht tun, Güte lieben, in Ehrfurcht den Weg gehen mit deinem Gott.* Denn das Thema Zedaka war ihm und seinen Mitorganisatoren, dem Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Düsseldorf, einem Kinderarzt sowie einem renommierten Hygieniker, besonders wichtig: *Die Ausstellung, so schrieb er, gibt in ausgewählten Proben ein*



# religiösen Rahmen gelöst

## Jüdische Stifterinnen und Stifter in Wien



*Zedaka-Büchse des Keren Kayemet le-Israel von Leopold Fleischhacker. Silber, Deutschland, nach 1918 © Sammlung Ariel Muzicant Inv. Nr. AM 919*

*Links: Parochet (Tora-Vorhang) aus dem Huber-Tempel, Wien XVI, 1889/90 © Sammlung Ariel Muzicant Inv. Nr. AM 10*

*Bild von unserem Religionsgesetz, soweit es sich auf dem Gebiete der Hygiene und der sozialen Fürsorge auswirkt, dann von unserer weitverzweigten Zedaka.<sup>1</sup> Eschelbacher brauchte seiner Leserschaft, den Brüdern der Loge „Bne Briss“, den Begriff der Zedaka nicht zu erklären. Sie, die sich der Förderung von Toleranz, Humanität und Wohlfahrt (auch heute noch) verschrieben haben, waren mit ihm aufgewachsen, wussten, dass das hebräische Wort Gerechtigkeit bedeutet, allerdings auch Wohltätigkeit meint. Doch wie sollte er das System der Zedaka, das auf den Rechtsanspruch der Unterprivilegierten auf Unterstützung und auf die Verpflichtung der vom Schicksal Begünstigten verweist, für erstere zu sorgen, Außenstehenden erklären? Eine Möglichkeit sah Eschelbacher nur in der Sichtbarmachung des „religiösen Quells“, das heißt im Ausstellen einer (nicht mehr koscheren) Tora-Rolle in einem Tora-Schrein und der in der Tora enthaltenen Ideen, die weit über den Bereich des jüdisch-religiösen Lebens hinaus die europäischen Völker bewegt und beeinflusst haben.<sup>2</sup> Um die Schlüsselbegriffe dieser abstrakten Ideen den*

Porträt von Franziska (Fanny) Arnstein, geborene Itzig (1758–1818), Vinzenz Georg Kininger nach einem Gemälde von Guerin, Wien 1804 © ÖNB Bildarchiv

Rechte Seite: „Jüdischer“ Pavillon auf der GeSoLei, abgebildet im Katalog der GeSoLei, Bd. II, S. 997. Entnommen dem Artikel von Falk Wiesemann, „Hygiene der Juden“ auf der Düsseldorfer GeSoLei 1926. Jüdische Kulturleistungen in der Weimarer Republik. In: *Geschichte im Westen 1* (1993), S. 24–37, hier S. 27.

Besucherinnen und Besuchern zu vermitteln, griff Eschelbacher auf deren *Verkörperung und Verherrlichung durch die Kunst* zurück. So schuf der deutsch-jüdische Bildhauer und Medailleur Leopold Fleischhacker (1882–1946) außergewöhnliche Reliefs, von denen eines die Armenfürsorge, ein anderes die Krankenpflege zum Bildthema hatte.<sup>3</sup> Die Wahl war wohl nicht zufällig auf Fleischhacker gefallen, war er nach dem Ersten Weltkrieg doch der Schöpfer einer der modernsten, ästhetisch anspruchsvollen und weit verbreiteten Zedaka-Büchsen für den „Jüdischen National-Fonds“, den „Keren Kajemet le-Israel“, gewesen, der 1901 von Johann Kremenezky (1848–1934) gegründet worden war. Mit Spendensammlungen für den Erwerb von Land für jüdische Siedler in Palästina war das System der Zedaka von einer praktischen religiös-humanitären Fürsorge über die Sicherstellung religiösen Lehrens und Lernens um eine politische Dimension im Sinne des modernen Zionismus erweitert worden.

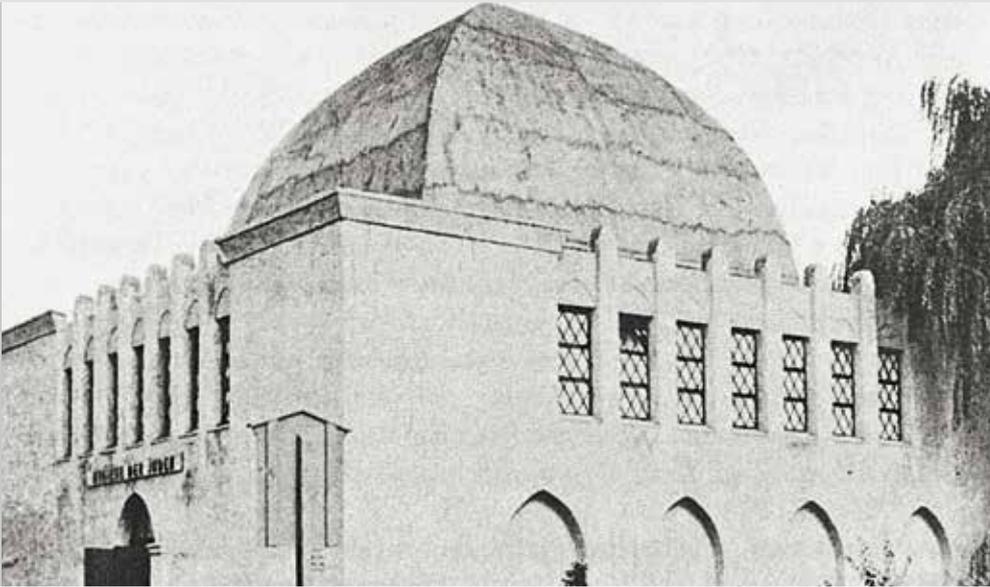
## Der Israelitische Frauenwohltätigkeitsverein in Wien

Zwischen dem Streben nach sozialer Gerechtigkeit in der Antike und nationaler Eigenständigkeit in der Moderne lag eine Entwicklung des Zedaka-Horizonts, die sowohl von den ökonomischen und kulturellen Gegebenheiten allgemein als auch von den spezifischen Lebensbedingungen abhing. Letztere waren für Juden – selbst ökonomisch erfolgreiche und kulturell angepasste – die längste Zeit prekär. Erst recht prekär waren die Lebensumstände der nicht so erfolgreichen und angepassten Zeitgenossen. Eine entsprechende Entwicklungsgeschichte nahm Eschelbacher allerdings nicht auf. In seinem eher konservativ-jüdischen Bewusstsein stand die religiös motivierte Zedaka im Mittelpunkt, die durch die Darstellung der verschiedenen Hilfs- und Wohlfahrtsvereine breit thematisiert wurde. Dabei war die Realisierung der jüdischen Abteilung in



Düsseldorf selber nur aufgrund von Zedaka möglich geworden: Ohne die finanzielle Unterstützung der Großloge, für die Eschelbacher berichtete, sowie mehrerer anderer Hilfs- und Wohlfahrtsvereine wäre die Schau überhaupt nicht zustande gekommen.<sup>4</sup>

Zeitgemäß in der Ausstellung war allerdings die Anerkennung der Leistungen des „Jüdischen Frauenbunds“ auf dem Gebiet der Zedaka. Die längste Zeit waren die „Noschim Zidkonios“, die Vorläuferinnen der jüdischen Frauenvereine, unerwähnt geblieben, ihre Pflege von Wöchnerinnen und Neugeborenen, ihre letzten Liebesdienste an Kranken- und Sterbetten sowie an Verstorbenen nicht beschrieben worden. Und hier liegt sicher einer der weiteren großen Entwicklungsschritte in der Geschichte jüdischen Wohlfahrtslebens: Aus solch einer inoffiziellen Gemeinschaft lieblicher Frauen ging in Wien im Jahr



1816 der „Israelitische Frauenwohl­­tätigkeitsverein“ hervor. Hintergrund für die behördliche Billigung der ersten Frauenwohl­­tätigkeitsvereine war die Suche nach privater, gesellschaftlicher, jedenfalls nichtstaatlicher Linderung der durch die Napoleonischen Kriege verursachten Nöte. Die Aufgabe des Israelitischen Frauenwohl­­tätigkeitsvereins sowie später gegründeter Frauenvereine lag primär in der Obsorge für Witwen, Waisen und Arme in jeder Lebenssituation. Hätte der Kaiser geahnt, dass etliche dieser Frauenvereine Ende des Jahrhunderts zu Keimzellen der feministischen Bewegung werden sollten, so hätte er diese karitativen Zusammenschlüsse wohl kaum gefördert.

Gründerinnen des „Israelitischen Frauenwohl­­tätigkeitsvereins“ waren Judith Of(f)enheimer (1770–1849) und Judith Lewinger geb. Wertheim (1769–1841). Die Töchter letzterer, Elise Lieben (1809–1877) und Therese Auspitz (1800–1877), trugen gemeinsam mit Salomon Mayer von Rothschild (1774–1855), Hermann Todesco (1791–1844), Jonas Königswarter (1807–1871), Anton Schnapper (1790–1870) und David Pollak (1814–1880) finanzkräftig zur Errichtung des „Vereins zur Beförderung von Handwerken unter den Israeliten“ bei. Dies sei hier erwähnt, weil der Verein insofern ein weiterer Meilenstein in der Entwicklungsgeschichte des Systems der Zedaka war, als es sich hier um einen der frühen Wohl­­tätigkeitsvereine handelte, die versuchten, die historisch wie sozial bedingte Konzentration von Juden auf Handelsberufe aufzubrechen und gleichzeitig Hilfe zur Selbsthilfe im Programm hatten.



## ALLES GUTE ZU ROSH HASHANA

wünscht Ihnen im Namen der Industriellenvereinigung

  
MAG. CHRISTOPH NEUMAYER  
Generalsekretär

*Das Bürgerliche Stadttheater Wien, heute Ronacher, Wien I. Foto von Michael Frankenstein © ÖNB Bildarchiv*



## Bedeutungswandel

Doch soll nochmals auf den Beginn des 19. Jahrhunderts zurückblickt werden, als sechs Jahre vor dem „Israelitischen Frauenwohltätigkeitsverein“ unter zwölf Namen derjenige der Fanny von Arnstein (1758–1818) auf der Gründungsurkunde für die „Wohltätige Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen“ stand.<sup>5</sup> 1810 mutete dies revolutionär an, hat sich für die jüdische Grande Dame der Wiener Salonkultur hier doch Zedaka aus dem religiösen Rahmen gelöst und in ein Wertesystem transferiert, das weder auf Juden noch auf Jüdisches, sondern auf alle und alles zielt. Die „Wohltätige Gesellschaft“ unterstützte insbesondere das Wiener Taubstummeninstitut, die Blindenanstalt und das Findelhaus. 1813 errichtete sie das Marienspital in Baden, ein zweiter Lebensmittelpunkt Fannys, dem ab 1824 ihre Tochter Henriette Pereira-Arnstein vorstand.

Der Schritt aus dem eng Jüdischen mag aus Fanny Arnsteins privilegierter ökonomischer und sozialer Stellung zu erklären sein, doch sicher auch auf ihrem von Moses Mendelssohn (1729–1786) gewonnenen Glauben an die aufklärerischen Prinzipien der Menschenliebe und Gleichheit aller Religionen basiert haben. Auch ihn, den bedeutendsten jüdischen Auf-



klärer, hatten sie und ihr Ehemann Nathan Adam Arnsteiner insbesondere während dessen Arbeit an der Übersetzung der hebräischen Bibel ins Deutsche ebenso unterstützt wie dessen Mitarbeiter Hartwig Wessely (1725–1805). Nathan Adam Arnsteiner (1748–1838) war Mitbegründer der Wiener Chewra Kaddischa, der Institution der Beerdigungsgesellschaft, wie sie sich Ende des 16. Jahrhunderts zunächst in Prag etabliert hatte. Die aus Freiwilligen bestehenden Beerdigungsgesellschaften stehen auf der Leiter der Wohltätigkeiten auf der höchsten Sprosse, da ihre Mitglieder die notwendigen Handlungen ausüben, obwohl sie weder Gegendienst noch Dankbarkeit von den Verstorbenen zu erwarten haben. Einrichtung und Ausstattung dieser Gesellschaften sind aber nicht nur hoch angesehen, sondern ebenso systemrelevant wie die Gemeinde-Fürsorge. Eben weil sie systemrelevant waren, ist es nicht verwunderlich, dass Stiftungen vor den Errungenschaften des Sozialstaates in der Regel Stiftungen für Angehörige der jüdischen Religionsgemeinschaft bzw. für jüdische Zwecke waren. Auch wenn Leone Modena im Italien des 17. Jahrhunderts versicherte: *[Juden] halten es außerdem für ein Werk der Barmherzigkeit, jedem Elenden ein Almosen zu geben, ihn zu unterstützen, egal, ob er Jude ist, oder nicht [...]. Sie sehen darin universelle menschliche Barmherzigkeit, die nicht unterscheidet, wem sie hilft.*<sup>6</sup> Die längste Zeit spendeten und stifteten Juden für Juden so wie sich Katholiken für Katholiken oder Protestanten für Protestanten in der Verantwortung sahen. Insofern ist Fanny von Arnsteins Ausscheren aus der religiösen Enge zu einer Zeit, als wohlhabende Juden gerade einmal toleriert, das heißt im wahrsten Sinne des Wortes geduldet waren, und bis zur bürgerlichen Gleichstellung in Österreich-Ungarn noch 57 Jahre ins Land gehen sollten, ganz besonders bemerkenswert.

## Ein gemeinsamer Raum

Noch außergewöhnlicher scheint allerdings ihr Engagement für völlig säkulare Anliegen. Ihre Förderung Mozarts, Beethovens und anderer Musiker kulminierte in ihrem Engagement zur Gründung des Wiener Musikvereins, der 1812 als verschränkt adelige und bürgerliche Einrichtung geschaffen wurde. Die Familie war nicht nur musikkaffin, sondern höchst musikalisch, was daheim sehr gefördert worden war.<sup>7</sup> Es liegt nahe, Fanny Arnsteins großes Interesse an der Kunst

und ihre Unterstützung von Künstlern unter dem Gesichtspunkt einer „Verbürgerlichung“ der europäisch-jüdischen Oberschicht zu sehen. Eine solche war bereits in der Kultur der jüdischen Hofagenten sichtbar geworden, zu denen auch Fannys Vater Daniel Itzig gehörte. Fanny Arnstein war in einem Elternhaus aufgewachsen, das es sich nicht nur leisten konnte, die schönen Künste zu lieben, sondern auch, deren Werke zu besitzen. Friedrich Nicolai hielt nach einem Besuch fest, dass Fannys Eltern *eine auserlesene Sammlung von Gemälden* besaßen, unter denen *eine Landschaft von Huchtenburg; an dreyßig schöne Stücke von Dietrich; acht Conversationen im Watteauschen Geschmack [...]*;

Linke Seite unten: Musikvereinsgebäude unter den Tuchlauben um 1830 © ÖNB Bildarchiv

Mitgliedsdiplom des Israelitischen Blindeninstituts für Josef von Wertheimer, 1871 © Sammlung Ariel Muzicant, Inv.Nr. AM 2386



*Ganymed, von Rubens; Herkules und Omphale aus Rubens Schule [...]* waren.<sup>8</sup> Diese „Verbürgerlichung“ war in mehrfacher Weise Teil eines Integrationsprozesses, in dessen Verlauf sich einerseits die jüdische Oberschicht in die Umgebungsgesellschaft zu integrieren suchte, während – andererseits – das Wertesystem der Umgebungsgesellschaft in das eigene Wertesystem integriert wurde. (Das jüdische Wertesystem war als „biblisch-alttestamentarisch“ ja bereits mit Gründung des Christentums in dieses übernommen worden.) Insofern kann Fannys Unterstützung nichtjüdischer karitativer sowie ihre Unterstützung kultureller Belange als Kampf um einen gemeinsamen Raum für soziale und kulturelle Anliegen interpretiert werden. Diese neuen Meilensteine in der Weiterentwicklung der Zedaka beschränkten sich nicht auf andere prominente Wiener Juden, die wie Fanny Arnstein je nach Maßgabe ihrer finanziellen Möglichkeiten weiterhin großzügige Stiftungen in der Binnengemeinschaft tätigten, aber eben auch gesamtgesellschaftliche Nöte lindern und kulturelle Bedürfnisse stillen wollten. So gründete Joseph Wertheimer (1800–1887), nachmaliger zweiter Präsident der Wiener Kultusgemeinde und Förderer des Israelitischen Blindeninstituts, 1830 gemeinsam mit dem katholischen Geistlichen Johann Lindner den ersten Kindergarten Wiens, richtete Ignaz Kuffner (1822–1882) konfessionsübergreifende Schulstiftungen ein, errichtete der Gründer der Arbeiterkolonie Marienthal Hermann Todesco (1791–1844) eine Armenauspeisung ohne Ansehen der Religionszugehörigkeit, stifteten alle Wiener Rothschilds auch konfessionsungebundene medizinische und Bildungseinrichtungen und unterstützten vor allem die Frauen des Hauses zahllose überreligiöse humanitäre Initiativen, um nur einige Beispiele zu nennen.

Insbesondere die überkonfessionelle Stiftung von Bildungseinrichtungen macht die vorangegangene Umwertung von religiöser Bildung, theologischer und säkularer Wissenschaft deutlich. Das besagt nicht, dass religiöse Bildung marginalisiert wurde, vielmehr wurde sie einerseits der säkularen gleichgestellt und andererseits – ganz im Sinne der allgemeinen Entwicklung des 19. Jahrhunderts – verwissenschaftlicht. Beispiel dafür mag folgendes sein: Der Hobby-Astronom Moriz von Kuffner (1854–1939) ließ 1884–86 eine Sternwarte erbauen und finanzierte privat die hier arbeitenden Wissenschaftler. Daneben zeigte er ungebrochen jüdisches Engagement als langjähriger Präsident des Kuratoriums der Israelitisch-Theolo-

gischen Lehranstalt, des berühmten Bet ha-Midrash Adolf Jellineks, das er gemeinsam mit Wilhelm (1826–1895) und David von Gutmann (1834–1912) begründen half. Aber ebenso unterstützte er praktische Religiosität, wenn er nach dem Tod seines Vaters Ignaz von Kuffner den von diesem initiierten Tempel in der Hubergasse mitfinanzierte.

## Verbürgerlichung und Wissenschaftsförderung

Das oben als „Verbürgerlichung“ beschlagwortete Streben der jüdischen Elite, sich zur Zeit der Vor- und Nachbereitung der Emanzipation in die Umgebungsgesellschaft zu integrieren, wurde – wie am Beispiel Fanny Arnsteins gezeigt – besonders auch im kulturellen Stiftungswesen der Wiener Juden sichtbar. Zu den stiftenden Mitgliedern des Musikvereins gehörten neben der frühesten jüdischen Mäzenin unter anderen Jonas (1807–1871) und Josephine von Königswarter, Max (1807–1885) und Amalia von Springer, Franz von Wertheim (1814–1883) und Karoline Gomperz-Bettelheim (1845–1925). Zu jenen des Künstlerhauses unter zahlreichen anderen die Gebrüder Gutmann, die Rothschilds, das Ehepaar Springer, Moritz von Königswarter (1837–1893) mit seiner Gattin Charlotte von Wertheimstein (1841–1929) und Friedrich von Schey-Koromla (1815–1881), der auch der großzügigste Unterstützer des bürgerlichen Stadttheaters (an der Stelle des heutigen Ronacher) war. Der leidenschaftliche Kunstsammler Albert von Rothschild (1844–1911) unterstützte den Ausbau des Museums für Angewandte Kunst und rief eine Stiftung für Absolventen der Kunstgewerbeschule ins Leben.

Eine weitere Dimension erhielt das jüdische Stiftungswesen mit der Förderung säkularer wissenschaftlicher Forschung inklusive der Museumskunde. So trug Nathaniel von Rothschild (1836–1905) zum Ankauf der Benin-Sammlung des Völkerkundemuseums (heute Weltmuseum) bei und ließ dem Wiener Camera-Klub auf seine Kosten Laboratorien einrichten. Ignaz und sein Cousin Jakob Kuffner (1817–1891) steuerten zur Österreichisch-Ungarischen Nordpol-Expedition bei und der bereits oben genannte Industrielle Johann Kremenezky unterstützte wesentlich die Gründung des Technischen Museums für Industrie und Gewerbe (heute Technisches Museum), um wieder nur wenige Beispiele herauszugreifen.

Die kursorischen und den tatsächlich geleisteten Unterstützungen keineswegs gerecht werdenden Aufzählungen beziehen sich auf Wien. Doch das schrittweise Eintreten in und die Arbeit an einem gemeinsamen sozialen und kulturellen Raum waren in den deutschen Städten nicht anders. Der klassische jüdische Zedaka-Gedanke erweiterte sich überall in dem Maße, in dem die jüdische Gesellschaft an der Umgebungsgesellschaft teilnehmen konnte – sei es aus religiöser Verpflichtung, aus persönlichem Verantwortungsbewusstsein, aus zivilgesellschaftlichem Engagement oder auch aus politischer Notwendigkeit. Nicht nur die GeSoLei hat die Darstellung der verschiedenen Meilensteine in der Entwicklung des Systems der Zedaka nicht berücksichtigt. Deren entlang und mit der Moderne entwickelten Dimensionen wurden erst lange nach der Vertreibung und Ermordung ihrer Trägerinnen und Träger dargestellt.

## Anmerkungen

- 1 Max Eschelbacher, *Die Ausstellung „Hygiene der Juden“ auf der Gesolei*. In: *Der Orden Bne Briss 9* (1926), S. 125–130, hier S. 126.
- 2 *Ebda*, S. 126f.
- 3 *Ebda*, S. 127.
- 4 Falk Wiesemann, *„Hygiene Der Juden“ auf der Düsseldorfer Gesolei 1926. Jüdische Kulturleistungen in der Weimarer Republik*. In: *Geschichte im Westen. Halbjahres-Zeitschrift für Landes- und Zeitgeschichte* 8/1 (1993), S. 24–37, hier S. 30: [http://www.brauweiler-kreis.de/wp-content/uploads/GiW/GiW1993\\_1/GiW\\_1993\\_1\\_WIESEMANN\\_HYGIENE.pdf](http://www.brauweiler-kreis.de/wp-content/uploads/GiW/GiW1993_1/GiW_1993_1_WIESEMANN_HYGIENE.pdf) (4. 5. 2020).
- 5 *Die Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen in Wien; deren Entstehung und Wirksamkeit in dem Zeitraume von fünf und zwanzig Jahren (von 1811 bis 1835) dargestellt von Franz Franzl, Rechnungsführer dieser Gesellschaft*. Wien 1836.
- 6 Leon Modena, *Jüdische Riten, Sitten und Gebräuche*. Hg. von Rafael Arnold. Wiesbaden 2007, S. 86.
- 7 Felix Mendelssohn-Bartholdy war einer ihrer Großneffen.
- 8 Friedrich Nicolai, *Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam*. In: Philipp M. Mitchell, Hans-Gert Roloff, Erhard Weidl (Hg.), *Friedrich Nicolai. Sämtliche Werke, Briefe, Dokumente*. Band 8, Teil 1. Bern u. a. 1995, S. 553.



**SIEMENS**  
Ingenuity for life

Unser Beitrag  
zum Klimaziel:  
48.000.000 t  
weniger CO<sub>2</sub>

**smart – digital – klimaneutral**

Wir stärken mit unseren Kunden  
den Wirtschaftsstandort Österreich  
und erhalten unsere Welt lebenswert.

[siemens.at/klimaneutral](https://www.siemens.at/klimaneutral)

Durch unsere Umweltechnologien haben wir im letzten Jahr unseren Kunden dazu verholfen, 48 Millionen Tonnen CO<sub>2</sub> einzusparen.

# Ein weibliches jüdisches

Gudrun Wolfgruber



**B**is zur Aufdeckung der wahren Identität von Anna O. aus Sigmund Freuds und Josef Breuers „Studien über Hysterie“ (1895)<sup>1</sup> durch den Freud-Biografen Ernest Jones 1953<sup>2</sup> hatte niemand vermutet, dass es sich bei Anna O. und der engagierten frauenbewegten Fürsorgerin und Sozialreformerin Bertha Pappenheim um ein und dieselbe Person handeln sollte. Eine Fülle an Literatur, sei es aus psychoanalytischer, sei es mitunter auch historischer Perspektive wurde mittlerweile publiziert, auch als Vorlage für Literatur, Theater und Film fungierte die ehemalige Patientin Breuers. Während dem „Fall Anna O.“ große Aufmerksamkeit geschenkt wurde, sind hingegen Pappenheims Leben, ihre Errungenschaften und ihre Schriften in Europa nach der Shoa in Vergessen-

heit geraten und lange Zeit unbekannt geblieben. In den Erinnerungen einiger ehemaliger Weggefährter/innen, welchen eine Emigration in die USA geglückt war, blieb sie jedoch lebendig.<sup>3</sup> Erst im Zuge einer intensiveren Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit sind Fragen nach Anknüpfungspunkten und Spuren jüdischen Lebens, jüdischer Tradition unter Berücksichtigung geschlechterspezifischer Erfahrungen in den Blickpunkt der Forschung gerückt und Bertha Pappenheim ist wieder präsent geworden.

Bertha Pappenheim wurde am 27. Februar 1859 in Wien geboren. Aufgewachsen in einer wohlhabenden bürgerlich-jüdisch orthodoxen Familie stand ihre Sozialisation in einem Spannungsfeld zwischen orthodox-jüdischer Tradition und Akkulturation.

# Projekt der Moderne

## Bertha Pappenheims soziales Engagement zwischen Frauenbewegung und Religion



Linke Seite: Doppelkragen aus der Sammlung Bertha Pappenheim im MAK © MAK (T 10073-0668)/Georg Mayer

Schwarzes Damenkleid aus der Sammlung Bertha Pappenheim im MAK © MAK (T 8676)/Georg Mayer

Da es keine höhere Schule für jüdische Mädchen gab, besuchte Bertha Pappenheim 1865–1875 eine katholische Mädchenschule, deren Unterricht – gemäß einer bürgerlichen Mädchenbildung – vorrangig auf die Vorbereitung auf familiäre und repräsentative Pflichten ausgerichtet war. Ergänzend dazu erhielt sie Privatunterricht in Hebräisch und Jiddisch. Im Unterschied zu ihrem Bruder Wilhelm (1860–1937), der aufgrund seines Geschlechts umfassendere Bildungs- und Ausbildungschancen genoss, standen höhere Töchter wie sie mit *verschleierten Augen* vor der Realität der Welt. Eine daraus resultierende *geistige Unterernährung*<sup>4</sup> wurde von ihr ebenso beklagt wie fehlende Zugangsmöglichkeiten von Frauen und Mädchen zu religiöser Bildung und zu synagogalen Ämtern.<sup>5</sup> Ihre persönliche tiefe Religiosität als zentrale Denk-, Fühl- und Handlungsgrundlage ist lange Jahrzehnte vielfach Leerstelle geblieben. Eine Rolle in ihrem Leben habe Breuer und Freud zufolge Religion *nur als Gegenstand stiller Kämpfe und stiller Opposition* gespielt.<sup>6</sup> Für sie selbst bedeutete Gebet hingegen *Niederschlag von Empfindungen. Sehnen, Hoffen, Wünschen in ehrfürchtiger Ergebenheit an unfaßlich Großes, ein Niederschlag der sich aus den Rinnsalen des inneren Menschen ungeformt oder geformt zu irgendeiner Zeit tropfenweise zutage und zum Ausdruck bringt.*<sup>7</sup>



Bertha Pappenheim um 1930  
© Institut für Stadtgeschichte,  
Frankfurt/Main, S7P Nr. 10.837

Mit Ende des Schulbesuchs hatte sich der 16-Jährigen, deren Leben fast ausschließlich in engem familiären Rahmen und unter dessen strenger Aufsicht stattfand, kein breites Spektrum an intellektueller Auseinandersetzung eröffnet. Der häuslichen Monotonie entflohen Bertha Pappenheim durch ein *systematisches Wachträumen*, ihr sog. „Privattheater“. <sup>8</sup> Hier setzt nun jener Lebensabschnitt ein, den man vielleicht als Geburtsstunde der Anna O. bezeichnen könnte: Im Zuge der Pflege ihres kranken Vaters – er starb 1881 – traten bei Bertha Pappenheim im November 1880 erstmals – zumindest der Überlieferung nach – schwere psychische und somatische Beschwerden auf, aufgrund welcher sie bis Juni 1882 Patientin bei Josef Breuer wurde. In der 1895 veröffentlichten Fallgeschichte der Anna O. wird die Behandlung ihrer hysterischen Phänomene als Geschichte einer „Heilung“ erzählt. Tatsächlich hatte sich

Bertha Pappenheim zwischen 1881 und 1887 jedoch weiteren vier Sanatorienaufenthalten zu unterziehen.

In den Folgejahren lebte sie hauptsächlich in Wien. Bekannt ist, dass Bertha Pappenheim aufgrund ihres Interesses an einer sozialen Tätigkeit sowie erster Autonomiebestrebungen im Rahmen eines Aufenthalts bei ihren Karlsruher Verwandten einen dreimonatigen „Krankenpflegekurs für Frauen und Jungfrauen gebildeten Standes“ besuchte, diesen jedoch nicht abschloss. <sup>9</sup> Als entscheidende Zäsur für ihr späteres Wirken ist ihre Übersiedlung mit ihrer Mutter nach Frankfurt 1888 anzusehen, wo es zu ersten Kontakten mit der bürgerlichen Frauenbewegung sowie jüdischen Wohltätigkeitsvereinen kam. Zu diesem Zeitpunkt betätigte sie sich vorwiegend schriftstellerisch. Anonym bzw. unter dem Pseudonym Paul Berthold publizierte sie Kinderbücher und Märchen sowie erste religiöse sowie gesellschafts- und geschlechterkritische Texte. <sup>10</sup> Mit Fragen der Fürsorge machte sie sich autodidaktisch vertraut; zunächst als gelegentliche Mitarbeiterin in der Sozialarbeit privater, vielfach philanthropischer jüdischer Fürsorgevereine, etwa der Arbeitslosen-, Obdachlosen- und Gesundheitsfürsorge sowie insbesondere der Kinder- und Jugendwohlfahrt. Ohne Ausbildung und praktische Erfahrung übernahm sie 1885 die Leitung der „Mädchenwaisenanstalt des Israelitischen Frauenvereins“, in welcher dreißig Mädchen von sechs bis 18 Jahren lebten. In den Folgejahren wurde die soziale Arbeit, die – so Pappenheim 1901 – *ein eigentümlicher, treibender und beglückender Zauber* begleite und *wie im Märchen [...] was schmutzig und ekelregend ist, in lauterer Gold* verwandeln, zu ihrem zentralen Lebensinhalt. <sup>11</sup> Pappenheims Wiener und Frankfurter Verwandte fungierten als großzügige Finanziers der jüdischen Gemeinden. Sie selbst widmete sich in religiöser Pflicht und überzeugt davon, dass *Helfen kein bequemes, gedankenloses, fahrlässiges Schenken von Geld und Geldeswert* sein könne, dem Ziel, an die Stelle *traditioneller Wohltätigkeit* eine *durchdachte, durchorganisierte Wohlfahrtspflege* <sup>12</sup> zu setzen. In Zusammenarbeit mit zahlreichen privaten wie öffentlichen Vereinen der Jugendwohlfahrt, wie etwa Mutter- und Kinderschutzevereinen, wirkte sie an der organisatorischen Umgestaltung der lokalen städtischen Armenpflege mit. Ziele waren die Straffung und Zentralisierung der zersplitterten privaten und öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen sowie die Rationalisierung ihrer Angebote. In diesem Kontext war sie Initiatorin des Vereins „Weibliche Fürsorge“, der als Abteilung des „Israeliti-



Bertha Pappenheim um 1885  
 © Institut für Stadtgeschichte,  
 Frankfurt/Main, S7P Nr. 10.842

schen Hilfsvereins“ der Prophylaxe sowie der Unterstützung jüdischer Notleidender dienen sollte und über ein umfassendes Netz sozialer Angebote verfügte. Sie war auch eine wesentliche Mitbegründerin der „Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden“, die ab 1917 die gesamte jüdische Fürsorgetätigkeit koordinierte.<sup>13</sup>

In Analogie zu anderen zeitgenössischen Pionierinnen der Sozialarbeit suchte Pappenheim in der spezifischen Verbindung von Ansätzen zur Lösung der Frauenfrage und der sozialen Frage, über die Verpflichtung bürgerlicher Frauen zu persönlichem sozialen Engagement einen sozialen Ausgleich zu schaffen. War Pappenheims individuelles fürsorgerisches Engagement von den Ideen der „geistigen Mütterlichkeit“ sowie der „Hilfe zur Selbsthilfe“ getragen, entsprachen diese gleichzeitig auch den zeitgenössischen Grundlagen erster methodisch-theoretischer Leitlinien professioneller

Fürsorge. Zugleich ließen sich über das soziale Engagement im Rahmen eines „Wohlfahrtsfeminismus“<sup>14</sup> jedoch auch Anliegen in Richtung einer gerechten Gleichstellung von Mann und Frau formulieren, die auf politischem Wege damals nicht zu artikulieren oder einzufordern waren.

Die Gründung des „Jüdischen Frauenbundes“ (JFB) zählt somit wohl zu den wesentlichen Errungenschaften und zentralen Lebensaufgaben Bertha Pappenheims. Aufgrund einer zunehmenden Marginalisierung jüdischer Frauen innerhalb der interkonfessionellen Frauenbewegung war der JFB mit dem programmatischen Ziel „Jüdisch-sein, Frau-sein, Bund-sein“ 1904 von ihr als Zusammenschluss jüdischer Frauenvereine zur Verhandlung sozial-karitativer, religiöser und weiblich-identitätspolitischer Fragen gegründet worden.<sup>15</sup> Konzentrierte sich die Arbeit des JFB vorerst auf soziale Wohlfahrt zur „Erhaltung der jüdischen Familie“, verlagerten sich die Schwerpunkte der „sozialen Feministinnen“<sup>16</sup> im Laufe der Jahre auf den Kampf gegen Mädchenhandel und Prostitution, auf verstärkte Forderungen nach Geschlechtergleichheit in der jüdischen Gemeinde sowie auf die Erlangung des Frauenwahlrechts. Dessen Einführung stand Berta Pappenheim jedoch ambivalent gegenüber, da sie der Ansicht war, dass die meisten Frauen aufgrund fehlender politischer Bildung und politischer Urteilslosigkeit für die Ziele der Frauenbewegung noch nicht reif genug wären.

Ein verfrühter Besitz des höchsten bürgerlichen Gutes wäre – so Pappenheim – für die gesamte Frauenwelt von großem Schaden.<sup>17</sup> Bertha Pappenheim fungierte bis 1924 als Vereinsvorsitzende. Anlässlich ihres Rücktritts notierte sie: *Ich fühle, daß ich mich von keiner Stelle jüdischer Frauenarbeit losreißen kann, ohne ein Stück meiner selbst aufzugeben.*<sup>18</sup>

In Anklage der sozialen Verhältnisse und des religiösen Verständnisses des Ostjudentums nahm sie als erste jüdische Frau öffentlich Stellung zur sog. „Sittlichkeitsfrage“, zu Prostitution und Mädchenhandel. Ihre „Sisyphusarbeit“<sup>19</sup> in Form von Aufklärungskampagnen und der Einleitung konkreter praktischer Hilfsmaßnahmen sollte dazu beitragen, das Ideal eines umfassenden, das Judentum vereinenden Sittlichkeitsbegriffes zu realisieren. In diesem Kontext unternahm Bertha Pappenheim zahlreiche Reisen innerhalb und außerhalb Europas, vor allem nach Osteuropa, aber auch in die USA und Kanada, wie etwa 1909 zum Weltkongress der Frauen in Toronto. Ihre rege Reisetätigkeit erlaubte ihr, zugleich

ihr mütterliches Erbe, ihre Spitzensammlung – ein überaus beliebter Sammelgegenstand des Bürgertums in der Zeit um 1900 und im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts – zu erweitern.<sup>20</sup>

Ihr zentrales Lebensprojekt, die Gründung und Leitung des jüdischen Mädchen- und Frauenheimes des JFB in Neu-Isenburg bei Frankfurt im Jahre 1907, ermöglichte Pappenheim die Umsetzung ihres Konzeptes von weiblich-jüdischer Emanzipation und kultureller Erneuerung des Judentums durch die Verbindung von Idealen bürgerlicher Häuslichkeit mit jüdischer Familientradition. Die neue alternative Lebensgemeinschaft mit sozial schwachen und benachteiligten Personen, gefährdeten weiblichen Jugendlichen, ehemaligen Prostituierten, Schwangeren, ledigen Müttern, Säuglingen, unehelichen Kindern und Waisenkindern wurde zunehmend auch zu ihrem privaten Lebensmittelpunkt, wovon ein intensiver Briefwechsel mit ihren Kolleginnen und den Heimbewohnerinnen zeugt. Das Ziel der im Heim praktizierten *liebesstrengen Erziehung*<sup>21</sup> lag in der Heranbildung der jüdischen „Schützlinge“ zu *brauchbaren und anständigen Menschen*.<sup>22</sup> Das streng rituell als „Familie“ geführte Heim sollte der Vermittlung jüdischer Tradition und Geschichte dienen, gleichzeitig aber auch über gemeinsame Gesprächs- und Leserunden die Bewohner/innen auf ein selbstständiges Leben in der Außenwelt des Heimes vorbereiten. Obwohl Pappenheim eine geistige Bildung und Fortbildung für Mädchen aller sozialen Schichten als wichtig erachtete, maß

sie *der Ertüchtigung im Haushalt [...] den höchsten Wert* bei. Diese diente ihr im Rahmen der Mädchen- und Frauenbildung als zentrale Grundlage für alle späteren (weiblichen) Berufe. Gerechtigkeit, Bescheidenheit und Selbstdisziplin zählten zu den obersten Prämissen von Pappenheims Erziehungskonzept. Jedes Kind hatte ein seinem Alter entsprechendes „Amt“ inne – als *eine gute Gelegenheit zur Selbsterziehung*.<sup>23</sup> Überliefert sind auch ihr reges Interesse und ihre große Anteilnahme am Werdegang von jedem einzelnen „ihrer“ Kinder. Auch hätten sowohl die Kinder als auch die Mitarbeiterinnen *mit großer Verehrung und voll von Bewunderung ihrer äußeren Erscheinung und Eleganz*<sup>24</sup> sehr an ihr gehangen. Im Unterschied zur zeitgenössischen Konzeption einer schwarzen Pädagogik sei *die Behandlung, die Pflege der Kinder, die ganze Erziehung* von dem Prinzip geleitet gewesen, *durch vermehrte Liebe und Aufmerksamkeit das Milieu des Elternhauses zu ersetzen*.<sup>25</sup> Das ursprünglich aus einem Haus bestehende Heim wurde bis 1928 auf vier Häuser erweitert. Im Laufe der Jahre etablierte sich das Heim auch als Ausbildungsstätte für soziale Arbeit für jüdische Mädchen und Frauen (Kindergärtnerinnen, Haushaltspflegerinnen und Säuglingspflegerinnen).

Bertha Pappenheim starb 1936 in Neu-Isenburg. Das Heim wurde am 31. März 1942 zwangsweise geschlossen. Viele der ehemaligen Heimbewohnerinnen wurden in Konzentrationslagern ermordet. Insgesamt lebten von 1907 bis zur Liquidierung des Heimes 1.750 Säuglinge, Kleinkinder, Schulkinder, Jugendliche und Frauen in Neu-Isenburg.



Bertha Pappenheim mit Mädchen des Waisenhauses des Israelitischen Frauenvereins  
© Jüdisches Museum Frankfurt, F94-B071

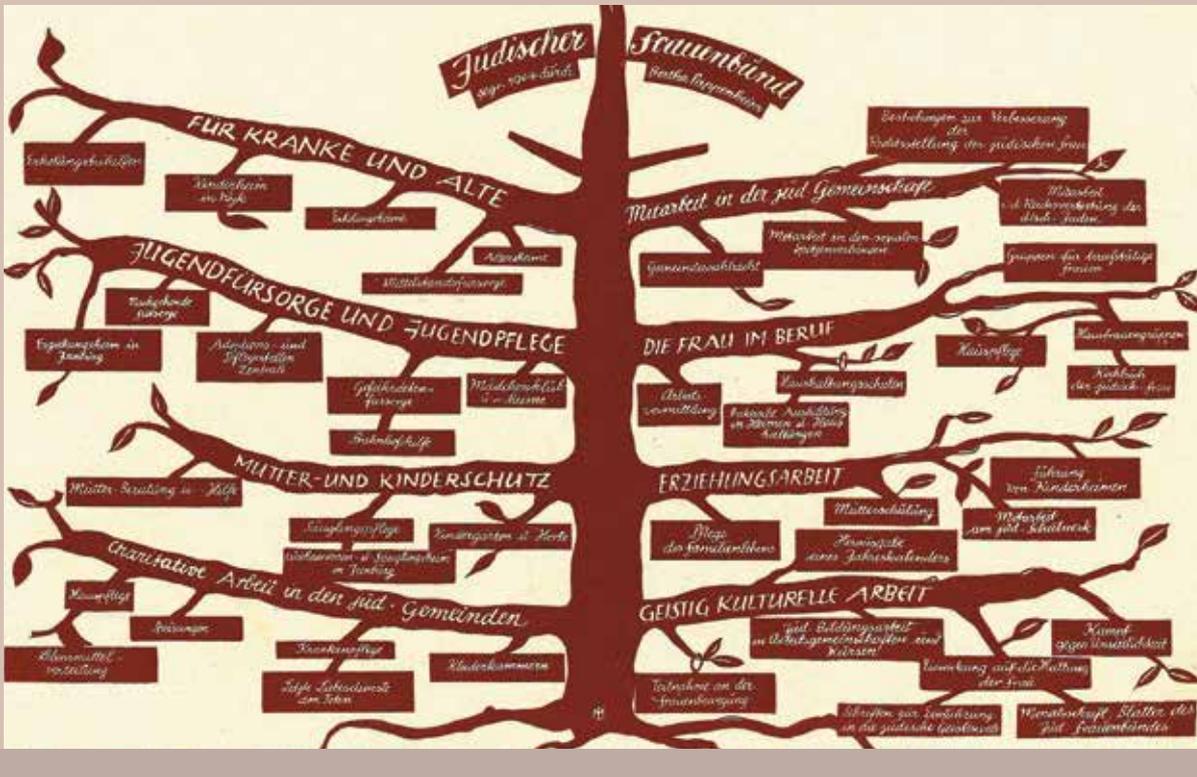
Zusammenfassend lässt sich Pappenheims historisches Erbe als Versuch verstehen, über die religiöse Grundlegung sozialer Tätigkeit eine spezifisch weibliche Ethik zu konstituieren. In Fortsetzung eines bürgerlichen Geschlechterrollenmodells, welches von Pappenheim nicht in Frage gestellt wurde, zielte ihr Konzept der Gleichberechtigung nicht primär auf eine gleichberechtigte Stellung in Staat und Gesellschaft, sondern auf eine selbstbestimmte Lebensführung von Frauen innerhalb der jüdischen Familien und der jüdischen Gemeinde. Im Vergleich zu anderen Protagonistinnen der zeitgenössischen Frauenbewegung erweist sich ihre Weiblichkeitskonzeption als konsequente Ambivalenz, als ein Pendeln zwischen fortschrittlichen und repressiv-konservativen Frauenbildern. Im Protest gegen eine religiöse Auflösung und einen ethischen Verfall des Judentums suchte Bertha Pappenheim nach Anknüpfungspunkten für eine weibliche Tradition innerhalb des Judentums bei gleichzeitiger Übertragung frauenemanzipatorischer Ziele auf den jüdischen Kontext. Mit diesem gesellschaftskritischen Beitrag hatte sich Bertha Pappenheim persönlich weit von einem durch ihre Sozialisation vorgegebenen Lebensentwurf entfernt, diesem jedoch gleichzeitig auch die Treue gehalten. Ihr Lebensentwurf lässt sich somit als Strategie einer individuellen und sozialen weiblichen Identitätskonstruktion zwischen Tradition und Moderne verstehen – als Ideal: *die Vergangenheit zu würdigen versuchen, die Gegenwart zu begreifen trachten, an der Zukunft mitformen zu wollen.*<sup>26</sup>

## Anmerkungen

- 1 Sigmund Freud, *Studien über Hysterie*. Frankfurt/Main 1987, S. 20–40 (Erstausgabe 1895).
- 2 Ernest Jones, *Sigmund Freud. Leben und Werk*, Bd. 1. München 1984, S. 266 (engl. Orig. 1953; dt. Erstausgabe 1960).
- 3 Dora Edinger, *Bertha Pappenheim. Leben und Schriften*. Frankfurt/Main 1963. Ein Großteil von Pappenheims Nachlass befindet sich im Archiv des Leo Baeck-Instituts, New York: Dora Edinger, *Bertha Pappenheim. Ein Buch des Gedenkens*. Manuskript Part 1–3, Leo-Baeck-Institut. New York o. J. Collections online: [www.lbi.org/digibaeck](http://www.lbi.org/digibaeck).
- 4 Ellen M. Jensen, *Ein Fall für die Psychiatrie. Ein Leben für die Philanthropie. Streifzüge durch das Leben von Anna O./Bertha Pappenheim*. Frankfurt/Main 1984, S. 19.
- 5 Bertha Pappenheim, *Die Frau im kirchlichen und religiösen Leben*. Gekürzte Fassung des Vortrags, aus: *Der Deutsche Frauenkongress, Berlin 27. 2.–2. 3. 1912*. Hg. v. Gertrud Bäumer. Leipzig 1912, S. 237–245. Abgedruckt in: *Gudrun Wolfruber, Bertha Pappenheim. Soziale Arbeit Frauenbewegung Religion (Schriftenreihe zur Geschichte der Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung 8)*. Wien 2015, S. 113–115.
- 6 Alfred Hirschmüller, *Physiologie und Psychoanalyse in Leben und Werk Josef Breuers (Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft 4)*. Bern 1978, S. 349.
- 7 Bertha Pappenheim, *Denkzettel, undatiert*. Zit. nach Jensen, *Ein Fall* (wie Anm. 4), S. 187.
- 8 Fritz Schweighofer, *Das Privattheater der Anna O. Ein psychoanalytisches Lehrstück. Ein Emanzipationsdrama*. München-Basel 1987.
- 9 Hirschmüller, *Physiologie* (wie Anm. 6), S. 375.
- 10 Anonym, *Kleine Geschichten für Kinder*. Karlsruhe 1888; Paul Berthold, *In der Trödelbude. Geschichten*. Lahr 1890; Paul Berthold, *Eine Verteidigung der Rechte der Frau mit kritischen Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände von Mary Wollstonecraft. Übersetzung und Einleitung*. Dresden-Leipzig 1899; Paul Berthold, *Frauenrecht. Schauspiel in drei Aufzügen*. Dresden 1899.
- 11 Bertha Pappenheim, *Die sozialen Grundlagen der Sittlichkeitsfrage*, Vortrag vom 26. 2. 1901 im Frankfurter „Verein Weibliche Fürsorge“. Abgedruckt in Wolfruber, *Bertha Pappenheim* (wie Anm. 5), S. 98–112, hier S. 112.



Postkarte „Spielende Kinder im Isenburger Heim“, Neu-Isenburg, Heim des Jüdischen Frauenbundes um 1930 © Jüdisches Museum Frankfurt, F87-B430



Die Entwicklung des Jüdischen Frauenbundes als Baum gezeichnet, ca. 1934. Entnommen aus: Ismar Elbogen, Jakob Klatzkin, Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart. Berlin 1928–1934, hier Bd. 9 (1932)

- 12 Bertha Pappenheim: Rückblick auf die jüdisch soziale Frauenarbeit der Vereine „Weibliche Fürsorge“, „Heim des Jüdischen Frauenbundes Isenburg“, „Mädchenclub“ und „Ortsgruppe Frankfurt des jüdischen Frauenbundes. Frankfurt/Main 1920, S. 6, zit. nach: Jensen, Ein Fall (wie Anm. 4), S. 123.
- 13 Jüdisches Museum Frankfurt/Main (Hg.), ZEDAKA. Jüdische Sozialarbeit im Wandel der Zeit. Ausstellungskatalog „75 Jahre Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland 1917–1992“. Frankfurt/Main 1992, S. 293.
- 14 Vgl. Olive Banks, *Faces of Feminism*. Oxford 1986.
- 15 Marion Kaplan, *Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland. Organisation und Ziele des Jüdischen Frauenbundes 1904–1938* (Hamburger Beiträge zur Geschichte der Juden). Hamburg 1991, S. 54.
- 16 Gudrun Maierhof, Cornelia Wenzel, Editorial. In: *Ariadne, Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* 45/46 (2004), S. 3–5, hier S. 4.
- 17 Paul Berthold (Bertha Pappenheim), *Eine Stimme über Frauenstimmrecht*. In: *Ethische Kultur* 14/5 (1897), S. 106–107. Abgedruckt in: *Wolfruber, Bertha Pappenheim* (wie Anm. 5), S. 83–88, hier S. 88.
- 18 Bertha Pappenheim, *Denkzettel 1924*, zit. nach Jensen, *Ein Fall* (wie Anm. 4), S. 121.
- 19 Bertha Pappenheim, *Sisyphus-Arbeit. Reisebriefe aus den Jahren 1911 und 1912*. Leipzig 1924. Neuausgabe: Helga Heubach (Hg.), *Sisyphus: Gegen den Mädchenhandel – Galizien*. Freiburg im Breisgau 1992.
- 20 Gudrun Wolfruber, „Gradfadige Verflechtungen und Verwebungen“ eines Lebens – Von Bertha Pappenheim zu Anna O. und retour. In: *Psychoanalytische Theorie & Praxis* 4 (2007), S. 543–557.

- 21 Jensen, *Ein Fall* (wie Anm. 4), S. 155.
- 22 Marion Guttmann, *Die Schulkinder im Heim*, 1936. In: Bertha Pappenheim u.a., „Das unsichtbare Isenburg“. Über das Heim des Jüdischen Frauenbundes in Neu-Isenburg 1907–1942. Hg. v. Helga Heubach. Neu-Isenburg 1994, S. 88–90, hier S. 90.
- 23 Ebd., S. 89.
- 24 Helene Krämer, *Meine Erinnerungen an Bertha Pappenheim als Heimmutter*. In: Pappenheim u.a., „Das unsichtbare Isenburg“ (wie Anm. 21), S. 13–15, hier S. 13.
- 25 Bericht des Heimarztes Dr. Minkel. In: Pappenheim u.a., „Das unsichtbare Isenburg“ (wie Anm. 21), S. 86–87, hier S. 87.
- 26 Bertha Pappenheim, *Denkzettel*, undatiert. In: Jensen, *Ein Fall* (wie Anm. 4), S. 193.

## Literatur

- Margarete Grandner, Edith Sauer (Hg.), *Geschlecht, Religion und Engagement. Die jüdischen Frauenbewegungen im deutschsprachigen Raum* (L'HOMME Schriften 9). Wien-Köln-Weimar 2005.
- Sabine Hering (Hg.), *Jüdische Wohlfahrt im Spiegel von Biographien* (Schriften des Arbeitskreises Geschichte der jüdischen Wohlfahrt in Deutschland, Band 2). Frankfurt/Main 2006.
- Britta Konz, *Bertha Pappenheim (1859–1936). Ein Leben für jüdische Tradition und weibliche Emanzipation*. Frankfurt-New York 2005.
- Lena Kugler, Albrecht Koschorke (Hg.), *Bertha Pappenheim* (Anna O.). *Literarische und Publizistische Texte*. Wien 2002.
- Ariadne, *Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte*, Nr. 45/46, 2004: „jüdisch-sein, Frau-sein, Bund-sein“. *Der jüdische Frauenbund 1904–2004*.
- Christina Thesing, *Religiöse Gleichstellung und der Jüdische Frauenbund*. In: *Ariadne, Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* Nr. 45–46 (2004), S. 78–83.

# Jugendliche erleben Geschichte und Kultur in der Science Academy NÖ



Science Academy NÖ – Wissenschaft zum Angreifen © Zsolt Marton

Die Begeisterung für Wissenschaft und Forschung bei den Jugendlichen zu fördern hat in der Science Academy höchsten Stellenwert. Geschichte und Kultur haben dabei eine besondere Bedeutung, da wir alle aus der Vergangenheit lernen können. Bereits bei dem Auftaktevent der Science Academy Niederösterreich im August 2019 konnten über 110 interessierte und motivierte Jugendliche die vielschichtigen Themen des Lehrgangs „Geschichte und Kultur“ kennenlernen.

Im Laufe des ersten Semesters erhielten die Jugendlichen einen direkten Einblick in die Welt der Geisteswissenschaften und analysierten gesellschaftliche Fragestellungen zu Ethik, Politik, Mobilität und Migration. Sie besuchten Museen und beschäftigen sich mit Quellenkunde, -kritik und Zeitzeugenberichten. Im zweiten Semester lag der Fokus auf dem Thema: Der Familie auf der Spur. Eine Reise durch Geschichte und Gegenwart.

Im ersten Workshop wurde gemeinsam über unterschiedliche Aspekte von Familie diskutiert. Was ist unter Familie zu verstehen? Ausgehend von den Vorstellungen der Teilnehmenden stand die Auseinandersetzung mit den Themen Partnerschaft, Beziehungen und dem Verständnis von Geschlechterrollen am Programm. Mit Hilfe der Erkenntnisse der historischen und aktuellen Familienforschung wurde aufgezeigt, dass Familienformen auch schon in der Vergangenheit vielfältig waren. Die Entwicklung von Familien im Wandel der Zeit sowie aktuelle Trends in der Gegenwart wurden besprochen und der gemeinsame Blick in die Zukunft gewagt.

Ein weiterer Schwerpunkt waren die Themen Mobilität und Migration im 20. und 21. Jahrhundert in Österreich. Ausgehend von zwei Kurzfilmen wurde spielerisch analysiert, welche Formen von Migration es gibt und welche Faktoren, etwa „Zwang“ und „Freiwilligkeit“, dabei eine Rolle spielen. Speziell jene Migrationsbewegungen, die in den vergangenen rund 100 Jahren in Österreich und in Niederösterreich stattfanden, wurden erarbeitet.

Es bleibt spannend – die kommenden Module handeln von der Geschichte der Kommunikation und den jeweiligen Medien der Zeit bis in die Gegenwart. Kontakt und nähere Informationen unter: [scienceacademy@noel.gv.at](mailto:scienceacademy@noel.gv.at) | [noe.gv.at/wissenschaft](http://noe.gv.at/wissenschaft)

# Wien lässt

**W**as die Wienerinnen und Wiener in der aktuellen Situation auf die Beine gestellt haben, ist unglaublich. Die Stadt bietet Hilfe, unterstützt Initiativen und steht mit Rat und Tat zur Seite.

## Zusammenhalt in schwierigen Zeiten

Gerade in Krisenzeiten zeigt sich, wie sehr Wien zusammenhält. Wenn Menschen Hilfe brauchen, dann ist die Stadt für sie da. Die Service-Einrichtung wohnpartner hat zum Beispiel ein Nachbarschaftstelefon Tel.: 01 245 03 25960 für alle Wienerinnen und Wiener eingerichtet, die nachbarschaftliche Fragen und Sorgen haben. Von Montag bis Freitag, von 9–16 Uhr sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erreichbar.

Für ältere Menschen, die besonders betroffen sind und zur Risikogruppe gehören, die keine Angehörigen oder helfende NachbarInnen haben, hat die Stadt Wien eine eigene Servicenummer eingerichtet: unter 01 4000 4001 erhalten diese Personen Hilfe bei der Organisation ihres Alltags.

**Mehr Infos auf: [wien.gv.at/zusammen/wien-hilft](https://wien.gv.at/zusammen/wien-hilft)**

## Zuhören, Verstehen, Ängste abbauen

Die Maßnahmen rund um das Coronavirus belasten manche Menschen. Daher sind auch psychosoziale Unterstützungen als Teil der Pandemieeindämmung wesentlich, damit jede und jeder mit Sorgen und Ängsten nicht alleine gelassen wird, sondern rasch und unbürokratisch Hilfe bekommt. PsychologInnen, PsychotherapeutInnen und SozialarbeiterInnen unterstützen mit telefonischer Abklärung, Entlastung und Beratung sowie Vermittlung zu spezifischen weiterführenden Hilfsangeboten in Wien. Sie sind täglich von Montag bis Sonntag zwischen 8 und 20 Uhr zu sprechen:

**Corona-Sorgenhotline Tel.: 01 4000 53000**

## Hilfe für Frauen, Kinder und Jugendliche

Wenn alle daheim bleiben müssen, können beengte Wohnverhältnisse, Existenzängste oder Konflikte zum Auslöser für Gewalt gegen Frauen und Kinder werden. Der Frauennotruf der Stadt Wien ist rund um die Uhr erreichbar: **Tel.: 01 71 71 9, Mail: [frauennotruf@wien.at](mailto:frauennotruf@wien.at)**



*Links: Das Haus der Musik bietet online eine neue Gesprächsreihe „Let’s talk about Beethoven“ © Hanna Pribitzer*

*Rechte Seite: Die Dauerausstellung im Jüdischen Museum Wien, welches seit 29. 5. 2020 wieder geöffnet ist. Informationen unter [www.jmw.at](http://www.jmw.at) © Klaus Pichler*

# niemanden im Stich



Auch Jugendlichen stehen die Fachleute mit Rat und Tat zur Seite: zum Beispiel jene der Kinder- und Jugendhilfe, die Montag bis Freitag von 8–18 Uhr bei Anliegen unterstützen, unter **Tel.: 01 4000 8011**

## Bildung

Kinder und Jugendliche benötigen gerade in ungewöhnlichen Zeiten Unterstützung. Daher wurden zahlreiche Hilfsangebote online verfügbar gemacht. So werden zum Beispiel im Rahmen der Summer City Camps 6–12-jährige WienerInnen ganztägig betreut, sie können spielen und sporteln. Zusätzlich bekommen die SchülerInnen der 5.–8. Schulstufe Lernförderung in Mathematik, Deutsch und Englisch. Ab heuer gibt's auch für VolksschülerInnen Lernförderung in Mathe und Deutsch. Die VHS Sommerlernstationen stehen im August 10–14-Jährigen zur Verfügung.

**Mehr Infos:** [vhs.at/gratislernhilfe](http://vhs.at/gratislernhilfe) | [www.summercycamp.at](http://www.summercycamp.at)

## Kultur

Die Stadt Wien bietet aus aktuellem Anlass nicht nur freischaffenden Künstlerinnen oder Künstlern und freiberuflichen Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftlern Unterstützung, sondern gibt auch einen aktuellen Überblick über die online verfügbaren Angebote aus Kunst und Kultur. Das nun wieder geöffnete Jüdische Museum Wien zeigt Ausstellungen online, das Haus der Musik bietet online die Gesprächsreihe „Let's talk about Beethoven“, um zwei Beispiele zu nennen.

**Mehr Infos:** [wien.gv.at/zusammen/kunst-kultur](http://wien.gv.at/zusammen/kunst-kultur) | [jmw.at](http://jmw.at) | [hausdermusik.com/lets-talk-about-beethoven](http://hausdermusik.com/lets-talk-about-beethoven)

**Auf [wien.gv.at/zusammen](http://wien.gv.at/zusammen) finden Sie Informationen zu Einkaufsmöglichkeiten, Online-Veranstaltungen und Tipps für die Zeit zu Hause wie auch den sicheren Umgang miteinander.**

# Ilse Arlt (1876–1960)

## Gerechtigkeit durch

Maria Maiss

Meine Einladung zur Beteiligung an der diesjährigen Sommerakademie beinhaltet den Wunsch, nach Möglichkeit Verbindungen zwischen Ilse Arlts Pionierarbeit – Gründung der ersten österreichischen Fürsorgeschule und Ausarbeitung einer Fürsorgewissenschaft – und ihrem jüdischen Erbe zu beleuchten. Diese vermuteten Spuren führen abstammungsbedingt zu Arlts Großvater mütterlicherseits, Dr. Benedikt Hönig Edler von Hönigsberg, der 1848, kurz vor seiner Heirat, vom Judentum zum Katholizismus konvertiert war. Kurze Erwähnung findet dieser Großvater in Arlts Werk lediglich an zwei Stellen in ihren beiden Autobiographien. In der länger gefassten mit dem Titel „Mein Lebensweg“ erwähnt Ilse Arlt die besondere Neigung ihrer Mutter zur „Bergschönheit“, welche daher rühre, dass sie in Kindheit und Jugend fünf Monate des Jahres in Gastein zubrachte, wo ihr Vater als offizieller Badesarzt fungierte.<sup>1</sup>

In ihrer kürzer gefassten Autobiographie betitelt mit „Mein Leben“ vermerkte Arlt zum Jahr 1938: *Verbot der Schriftstellerei (wegen eines jüdischen Grosselternteiles)*. Der Schlusssatz dieser Autobiographie lautet: *Ich schliesse mit dem von meinem Großvater ererbten Wappenspruch: Primum humanitas!*<sup>2</sup> Hierbei bleibt allerdings offen, ob dieses Erbe von ihrem Großvater mütterlicherseits stammt oder von jenem väterlicherseits, dem Augenarzt Dr. Ferdinand Ritter von Arlt. Naheliegender erscheint die letzte Einschätzung, zumal der zitierte Wappenspruch ungekürzt lautet: *Primum humanitas, deinde scientia*<sup>3</sup> (Zuerst die Menschlichkeit, danach die Wissenschaft) und damit

eher auf den für seine wissenschaftlichen Verdienste nobilitierten Ferdinand Ritter von Arlt zu passen scheint. Mit diesem Großvater – er verstarb, als Ilse elf war – lebte sie gemeinsam mit ihren Eltern und drei Brüdern in dessen Haus in der Bellariastraße in einem eigenen Stockwerk. Zweifelsohne hat dessen Lebensgeschichte bei ihr Eindruck hinterlassen: ein Arzt, dessen Aufwachsen in ärmlichen Verhältnissen nicht verschwiegen wurde, der später für seine medizinisch-wissenschaftlichen Verdienste geadelt wurde und der dennoch Zeit seines Lebens der armen Bevölkerung seines böhmischen Herkunftsdorfes Obergraupen mehrere Wochen im Jahr helfend zur Seite stand.

Zur Frage nach einem mutmaßlich jüdischen Erbe aus familiären Banden lässt sich vor dem Hintergrund des Wissens über Leben und Werk Ilse Arlts nichts Genaueres sagen. Ihre beiden autobiographischen Schriften sind fast durchgängig als Wirkgeschichte verfasst, die nur dort mit knappen autobiographischen Erinnerungen gespickt ist, wo es ihr wichtig erschien, spätere Standpunkte, Entwicklungen oder Widerfahrnisse mit biographischen Fakten bzw. Erlebnissen in Verbindung zu bringen. So vermerkte sie beispielsweise:

*In meinem Fall lässt sich das Grübeln: „Warum sind viele Leute arm“ für das fünfte Lebensjahr nachweisen, was insoferne glücklich ist, als die Lebenszeit der 1876 Geborenen genau die Aufstiegszeit des „Vierten Standes“ umfasst. Dazu der Geburtstag 1. Mai, an dessen Wiederkehr die Erinnerung das sozialpolitische Geschehen ablesen kann, wie von einem Pegel.*<sup>4</sup>

# schöpferisches Konsumhandeln



Ilse Arlt im 70. Lebensjahr  
© Martin G. Petrowsky

Insgesamt spiegelt das Denken Ilse Arlts eine breite Rezeption literarischer, philosophischer und – damals neuer – sozialwissenschaftlicher Werke wider, die den Geist der Aufklärung, Emanzipation und fortschreitenden Humanisierung vorantrieben und in sozialen Bewegungen zugunsten der Lebensreform sowie der Volks- und Frauenbildung und der Bildung von Arbeiterinnen und Arbeitern in die Realität umgesetzt wurden. Arlts Lebens- und Schaffenszeit fiel über weite Strecken in eine Epoche, in der ihre Forschungsthematik – die Armut – in unterschiedlichen Industrienationen zunehmend politische und sozialwissenschaftliche Aufmerksamkeit erfuhr. Obgleich sich ihr wissenschaftliches Ethos von konfessionellen oder parteipolitischen Positionierungen (und Vereinnahmungsgefahren) entschieden abgrenzte, stand sie – trotz ihrer bürgerlich-liberalen Herkunft – gewissen sozialdemokratischen Gedanken am nächsten. Religiös im engeren oder konfessionellen Sinn sei sie, wie mir ihre Großcousine Maria Szöllösi in einem Interview erzählte, nicht gewesen, vielmehr „suchend“ in einem umfassenden Sinn.<sup>5</sup>

*Wer 70 Jahre lang Zeuge des Aufstiegs der Arbeiterschaft sein durfte und wer neue Auswirkungen jenes Wortes erleben konnte, das einst an die Stelle der Sklaverei die Liebe zum Nächsten stellte, darf trotz aller Rückschläge nicht verzweifeln.*<sup>6</sup> Arlts Werk weist – mit Ausnahme jener Teile, die ihrer „Geschichte des Helfens“ gewidmet sind – nur wenige Verknüpfungen zu religiösen



Gesichtspunkten auf. Neben dem im obigen Zitat enthaltenen Verweis auf das der Tora wie auch dem Neuen Testament entstammende Ethos der Nächstenliebe umfasst ihre Liste zentraler menschlicher Bedürfnisse Religion als Aspekt der „Geistespflege“. Des Weiteren verweist Arlt in ihrer Kritik an reduktionistischen Konsumkonzepten unter anderem auf Prägungen durch bindende religiöse Vorschriften. Zudem beinhalten auch die an ihrer Schule angelegten Forschungs-, Lehr- und Schausammlungen – die sogenannten „Sammlungen Ilse Arlt“ – eine Teilsammlung zu „Aberglaube“ sowie eine mit Zitaten zu „Armut und Helfen“, welche auch Textausschnitte unterschiedlicher religiöser Schriften umfasst.

## Spuren aus der Kindheit

Obgleich Ilse Arlt in keiner ihrer Schriften einen Bezug zwischen ihrem jüdischen Erbe und ihrem Werk herstellte, war es ihr wichtig offen zu legen, woher die starke Antriebskraft für ihr Schaffen rührte. Diese Quelle entsprang dem glücklichen Zufall ihrer familiären Voraussetzungen, die ihr ermöglichten, ihre Potenziale – insbesondere ihren intensiven Wissens- und Hilfsdrang – sehr umfassend, eigendynamisch und selbstwirksam – ohne einem Schulzwang ausgeliefert worden zu sein – zu entfalten:

*Die Umwelt war günstig: durchwegs geistig hochstehende Menschen, meine Mutter hochbegabt und sehr gebildet, als Malerin ausgebildet, sprachenkundig, aber vor allem Mutter, mein Vater naturwissenschaftlich und technisch interessiert, Assistent seines Vaters, des zu jener Zeit bedeutendsten Augenarztes. Vaters Bruder war einer der frühesten Skiläufer, [...] Mitschöpfer der Sonnblickwarte [...].*

*Bei uns wurde nicht grosse Geselligkeit gepflegt, sondern abends kamen einzelne Besucher von Bedeutung und wir Kinder durften an den Gesprächen teilnehmen, wenn wir uns dazu fähig fühlten. [...] Wurde politisiert – es war die Zeit der Anarchistenattentate – [...] bekannte [ich] mich zu der Einsicht in die Furchtbarkeit der Lage von Arbeitslosen. Mehr als in deutschen Kinderbüchern hatte ich in Malot's Sans Familie und in den meisten englischen Büchern gefunden und das Zeitungslesen – verboten, aber unter unwiderstehlichem Zwang betrieben – zeigte mir die Wirklichkeit, zu der diese Schilderungen passten.<sup>7</sup>*

Erika Mitterer, eine ehemalige Schülerin und lebenslange Vertraute Arlts, veröffentlichte 1954 in der Arbeiterzeitung unter dem Titel „Bahnbrecherin der Fürsorge“ ein Kindheitserlebnis von Ilse Arlt, dessen Inhalt nachhaltige Wirkung auf deren weiteres Leben und Schaffen entfaltet haben dürfte:

*Vor mehr als siebzig Jahren weilte eine gutbürgerliche Wiener Familie in Traunkirchen auf Sommerfrische. Bei dieser Gelegenheit sollten die vier Kinder schwimmen ler-*



Linke Seite: Sammlungen  
Ilse Arlt © Maria Maiss

Kinderfreuden – Kinderunfälle –  
Wunderkinder © Sammlungen  
Ilse Arlt

„Das ist nicht möglich; das verstehst du nicht!“  
Ich möchte es aber verstehen, dachte das Kind; und es  
konnte nicht glauben, daß etwas Notwendiges nicht mög-  
lich sein sollte.<sup>8</sup>

Erlebnisse wie dieses und die dabei entstandene Kluft zwischen dem klaren, stimmigen Urteil der fünfjährigen Ilse und ihrer kindlichen Handlungsanmacht dürften ihren Erkenntnis- und Hilfsdrang nicht frustriert, sondern vielmehr über Jahrzehnte konstruktiv herausgefordert haben. Schließlich konnte sie mit wissenschaftlicher Begründung die Forderung erheben:

nen, und ein Schwimmmeister wurde angestellt, um ihnen Unterricht zu geben. Aber schon damals regnete es im Salzkammergut viel und die Kinder waren traurig, weil viele Lektionen entfallen mußten. Sie merkten bald, daß der Schwimmmeister, der sich über eine so große, sportbegeisterte Familie gefreut hatte, noch viel trauriger war; die kluge und gütige Mutter zahlte ihm eine kleine Entschädigung für die vielen ausgefallenen Stunden. Bald stellte sich heraus, daß der Mann tief in Schulden steckte und daß sein Anwesen versteigert werden sollte. All dies wurde vor den Kindern erörtert. Die fünfjährige Ilse fragte, was das sei, „versteigert“, und man erklärte es ihr so gut wie möglich, denn diese Eltern glaubten nicht, das „Paradies der Kindheit“ bestehe darin, ahnungslos und mit verbundenen Augen durch die kleine Welt der eigenen Wünsche zu taumeln. „Das darf nicht geschehen!“ rief das kleine Mädchen, und die Mutter, ganz derselben Meinung, holte sich Rat bei einem befreundeten Rechtsanwalt, der zufällig zu Gast war. Der aber erklärte: „Da können Sie gar nichts machen! Nachher, wenn alles vorüber ist, können Sie ja vielleicht unter Ihren Freunden und hier im Ort eine Sammlung für die armen Leute veranstalten!“ Das kleine Mädchen fragte: „Aber dann haben sie doch ihr Haus nicht mehr?“ „Nein, das haben sie dann freilich nicht mehr!“ „Geben wir ihnen doch jetzt gleich Geld, damit sie gar nicht heraus müssen!“

**AK NIEDERÖSTERREICH**

**MIT DER  
AK NIEDERÖSTERREICH  
BESTENS BERATEN.**

Markus Wieser  
AK Niederösterreich-Präsident  
ÖGB NÖ-Vorsitzender

noe.arbeiterkammer.at

*Wenn es also bisher keine Fürsorgewissenschaft gibt, dann muß bewiesen werden, daß es eine solche geben kann – und wenn kann, dann auch muß.*<sup>9</sup>

Unter wissenschaftlich begründeter, effektiver und effizienter Fürsorge verstand Arlt „angewandte Armutsforschung“, welche folgende Aufgabe umfasst:

*[...] das Erkennen von eingetretenen oder drohenden Schäden, das Verstehen ihrer unmittelbaren und entfernteren Ursachen, ihrer weiteren Wirkungen, mögen sie der Person selbst oder der Umwelt anhaften, Verständnis für das Tempo der Lageverschlechterung. Die Analyse sämtlicher günstiger oder ungünstiger Faktoren, die Kenntnis der möglichen und der vorhandenen Hilfsweisen, die Wege zu ihrer Einleitung, das Überprüfen ihrer Wirksamkeit.*<sup>10</sup>

Würde die Armutsproblematik des Schwimmlehrers entlang dieser Methode analysiert, so ließe sich laut Arlt eine sachlich und ethisch angemessene bzw. gerechte Hilfeplanung und Hilfegestaltung vornehmen. Ihre als Kind erlebte Macht- und Hilflosigkeit hat für die von ihr bereits damals erkannten sozialen, das heißt, veränderbaren Einflüsse auf Armutsprozesse eine Lösung gefunden: Über ihren Jahrzehnte währenden Um- und Sonderweg erarbeitete sie die „Grundlagen der Fürsorge“ und die „Wege zu einer Fürsorgewissenschaft“, wie sie ihre beiden Hauptwerke nannte. Schließlich gründete sie die erste Ausbildungsstätte für Fürsorgerinnen mit einer angeschlossenen Forschungs- und Versuchsanstalt. Der Weg dahin führte über mehrjährige kritische Untersuchungen unterschiedlichster Hilfsideen und Hilfswerke:

*[...] so ernsthaft ich als Autodidakt Nationalökonomie und Sozialwissenschaften studierte, es dauerte bis in den Anfang meiner Zwanzigerjahre, bis mir die Erkenntnis aufdämmerte, nicht bloss ich sei so dumm, um zu wissen, wie man misshandelten Kindern, verlassenen Greisen, armen Frauen hilft, sondern dieses Wissen fehlte überhaupt. Täglich Fortschritte der Medizin, der Naturwissenschaften, der Technik, aber primitivstes Denken dort, wo es um das Glück Anderer ging, obwohl Wille und Opferfreudigkeit hervorragend stark waren.*<sup>11</sup>

## **Gerechtigkeit durch schöpferisches Konsumhandeln**

Die Beförderung des „Glücks Anderer“, wie in obigem Zitat formuliert, verstand Arlt als Ziel wissenschaftlich begründeter Fürsorge, die an der Einlösung des sozialstaatlichen Versprechens mitarbeitet, die individuellen Zugänge auf Grundgüter, das heißt, die allgemeinen





Linke Seite unten: Schulgebäude in der Albertgasse 38, in welchem die Arlt-Schule untergebracht war. © Sammlungen Ilse Arlt

Linke Seite oben: Das Schulgebäude in der Albertgasse 38 heute, mit Ilse Arlt-Gedenktafel

Gedenktafel Arlt-Schule  
© Maria Maiss

Bedingungen für eine individuelle Glücksgestaltung sukzessive gesellschaftlich gerechter zu verteilen. Für die begriffliche Fassung des Ziels der Fürsorge verwendete Arlt neben dem traditionellen Begriff Glück, im Sinn von gutem Leben, auch jenen des „menschlichen Gedeihens“. Dieser bringt deutlicher zum Ausdruck, dass es sich um ein umfassendes kontinuierliches Wachsen und Streben handelt. In Zusammenhang damit postulierte sie, dass sich die Fürsorge nicht auf das Lindern von Leiden beschränken darf, sondern dem Befördern der Lebensfreude zu dienen hat.<sup>12</sup>

Wie verhält sich nun das Ziel des „gedeihlichen Lebens“ zur Aufgabe der Fürsorge als „angewandte Armutforschung“? Letztere fußt auf dem Gedanken, dass Armutsprozesse eine Negation darstellen und als solche nicht direkt erforscht oder gemessen werden können. Vielmehr gelte es im Gegenteil zuerst jene Prozesse zu bestimmen, die das Gedeihen oder Wohlergehen eines Menschen ermöglichen, um in einem weiteren Schritt den konkreten Ist-Zustand mit dem das Gedeihen fördernden Soll-Zustand vergleichen zu können. Um menschliches Gedeihen wissenschaftlich erfassbar zu machen, müsse es in unterschiedliche Teilaspekte, in „Gedeihenserfordernisse“ oder „zentrale Bedürfnisse“, zerlegt werden. Armut sei demzufolge die wirtschaftliche Unmöglichkeit zur ausreichenden Befriedigung aller oder einzelner zentraler menschlicher Bedürfnisse nach Ernährung, Wohnung, Körperpflege, Kleidung, Erholung, Luft, Licht, Wärme, Wasser, Erziehung, Geistespflege (u. a. Religion),

Rechtsschutz (u. a. Freiheit), Familienleben, ärztliche Hilfe und Krankenpflege, Unfallverhütung und Erste Hilfe sowie Ausbildung zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit.<sup>13</sup> Diese „Gedeihenserfordernisse“ stehen nicht hierarchisch, sondern in zahlreichen Wechselbezügen und -wirkungen zueinander. Eine fortlaufend herzustellende vorläufige „Harmonie des Gedeihens“ ist nach Arlt dann möglich, wenn jedes Grundbedürfnis mindestens bis zu einem hinreichenden Niveau, der sogenannten „Notschwelle“, befriedigt werden kann, und zwar durch den Einsatz von materiellen Mitteln, Kenntnissen bzw. Fertigkeiten, Zweckstreben und Zeit.<sup>14</sup>

In der Bedürfnisbefriedigung des Einzelnen, welche Arlt mit „Konsum“ gleichsetzte, erkannte sie das Urphänomen, das heißt, die *letzten, nicht mehr teilbaren Tatsachen*<sup>15</sup> der Volkswirtschaft. Konsumieren sei letztlich eine natürlichen Kräften erwachsende (Über-)Lebensreaktion. Diese laufe leicht Gefahr, manipuliert, instrumentalisiert bzw. fremdbestimmt zu werden, z. B. durch religiöse, politische oder ökonomische Machtinteressen und Vorschriften für die Lebenshaltung. In kritischer Auseinandersetzung mit Lorenz von Steins reduktionistischer Definition von Konsum als Motor oder Ergänzung der Produktion entwarf Arlt ihr Konzept des „schöpferischen Konsumierens“. Demzufolge bedeute Konsum Verbrauch, Verzehr, Genuss und Lebensfreude und diene der Entwicklung und Entfaltung menschlicher Individualität und Persönlichkeit. Konsum sei unlösbar mit



*Ilse Arlt befasste sich umfassend mit Schutzmaßnahmen, unter anderem mit Kleiderschutz, und sammelte hierzu Material. So auch eine Abbildung von Schutzmaßnahmen junger Japanerinnen vor Ansteckung bei Grippe-Epidemien. © Sammlungen Ilse Arlt*

Elementen des Wollens, Verstehens und Urteilens verknüpft und somit *eine schöpferische Potenz, jedoch nur der freigewählte, eigenständige Konsum*.<sup>16</sup>

Der von Arlt entwickelte Maßstab dient im besten Fall als präventives Instrument zur wiederholten „Messung“ der Qualität und der Mittel zur Bedürfnisbefriedigung eines Individuums. Dies zielt darauf, sogenannte „Glücks-Hemmnisse“<sup>17</sup> frühzeitig aufzuspüren und der Gefahr entgegen zu wirken, sich schleichend an Fehlbefriedigungen oder Mangellagen zu gewöhnen, wofür Arlt den Begriff „Harmonie der Unterbefriedigung“<sup>18</sup> prägte. Um diesem präventiven Anspruch zum Durchbruch zu verhelfen, forderte Arlt, das Wissen über eine gedeihliche Lebenspflege in Gestalt einer „Lebenskunde“ allgemein zugänglich zu machen, sowohl schulisch, im Sinne eines alle Fächer durchdringenden Unterrichtsprinzips, als auch außerschulisch im Rahmen der Volksbildung.<sup>19</sup>

Von der Wirkung dieser aufklärerischen Maßnahmen hängt folglich die Anzahl jener Personen ab, für die aufgrund nachweisbarer Befriedigungsmängel oder -fehler unterhalb der Notschwelle ein Anspruch und Auftrag an die spezielle Fürsorge erwächst. Deren Dienst besteht nach Arlt im „Maßschneidern“ eines der individuellen Mangellage entsprechenden Hilfsensembles mit dem Ziel – wo immer möglich – die (Wieder-)Befähigung zu einer schöpferischen Selbstsorge und Lebenspflege zu unterstützen. Dabei gelte es, durch das Einräumen einer Gegenleistung in Form einer (Mit-)Hilfe dem Gefühl der Demütigung vorzubeugen.<sup>20</sup>

Arlts Hilfs- oder Lebenspflegekonzept umfasst demnach zwei Bereiche, die spezielle Fürsorge und die allgemeine Wohlfahrts-/Volkspflege, zuständig für die Vernetzung, Vermittlung und Nutzbarmachung diverser Durchführungsmaßnahmen der Sozialpolitik (vor allem Arbeitnehmer/innenschutz), der behördlichen Gesundheitsvorkehrung und der wirtschaftlichen Verwaltung.<sup>21</sup> Zur Volkspflege gehörten auch die von Arlt initiierten oder mitgestalteten Aufklärungs- und (Volks-)Bildungsmaßnahmen. Hier fand unter anderem das in ihrer „Forschungs- und Versuchsanstalt der Volkspflege“ ausgewertete Wissen über Gedeihen fördernde Lebens- und Haushaltspflege Verbreitung.

Insgesamt betrachtet ist der von Arlt vorgestellte Maßstab zur Armut- bzw. Gedeihensmessung als Instrument zur Erfassung sozialer Gerechtigkeitsmängel zu sehen. Seine Anwendung vermag bewusst zu machen, in welchen zentralen Aspekten sich die eigene Partikularität mit jener anderer überlappt, sprich, worin die allen gemeinsamen „Gedeihenserfordernisse“ und deren hinreichende Befriedigung bestehen. Ein wiederholtes analysierendes Überprüfen eigener Befriedigungsgewohnheiten – wozu Arlt auch luxuriöse Ausformungen zählte – ermöglicht uns, diese mit einschlägigen Un-/Möglichkeiten und Gewohnheiten anderer Individuen, sozialer Gruppen, Schichten/Klassen und Gesellschaften zu vergleichen und auch hinsichtlich ihrer sozial- und umweltethischen Implikationen (selbst-)kritisch zu beleuchten. Arlt zufolge lasse sich dadurch erkennen, dass erstens die sogenannte „Armutsschicht“ nicht als abseits vom übrigen Leben und der übrigen Kultur stehend begriffen werden kann, sondern als unlösbar mit der übrigen Bevölkerung

verbundener Bestandteil. Und dass zweitens *die Entwicklungsstufe eines Volkes [...] nicht nur durch seine Höchstleistungen bestimmt [wird], sondern durch seine Grenznot, das ist die tiefste geduldete Entbehrung.*<sup>22</sup>

Arlts Konzept des schöpferischen Konsum-Handelns ist mit der Hoffnung verknüpft, ein stetig gerechteres Ordnen gesellschaftlicher Verhältnisse nicht zuletzt auch durch die vielfältigen individuell gestalt- und verantwortbaren Akte gedeihlicher Lebenspflege auf der Mikroebene vorantreiben zu können. Sie visionierte eine Zukunft, in welcher ein gemeinsam ermöglichter und getragener „Individualismus für alle“<sup>23</sup> Wirklichkeit werden könnte, das heißt, eine gedeihlichere „Welt des Konsumenten“, wie sie ihr während des Zweiten Weltkriegs verfasstes, bislang unauffindbares Buchmanuskript betitelte. Dieses Ziel setzt allerdings, wie sie betonte, die Überwindung zweier im Verlauf der Menschheitsgeschichte breit ausgetretener Wege voraus, welche den Aufwand für die eigene Bedürfnisbefriedigung zu reduzieren versuchten: ent-



## Motor Wirtschaft. Krieg, Folgen und Aufbruch

Ab **1. Juli bis 30. September 2020** ist die ÖBB Unternehmensgeschichte Teil der ständigen Ausstellung im Haus der Geschichte Österreich.

Öffnungszeiten und Adresse unter:

[www.hdgoe.at](http://www.hdgoe.at) bzw. [www.oebb.at/verdraengtejahre](http://www.oebb.at/verdraengtejahre)

Die gesamte Ausstellung „**Verdrängte Jahre. Bahn und Nationalsozialismus in Österreich 1938-1945**“ ist im ÖBB Bildungszentrum St. Pölten/Wörth dauerhaft zu sehen.

Anmeldung unter:

[bildungszentrum.stpoelten@oebb.at](mailto:bildungszentrum.stpoelten@oebb.at)

[oebb.at/verdraengtejahre](http://oebb.at/verdraengtejahre)

Vereinigte Fachkurse für Volkspflege, Wien, B., Albertgasse 38, T. 4/4084.

A U P R U F .

Erfrierende Kinderhände ! Nackte Kinderfüßchen !

In jammervollen Zustände kommen die Kinder in Schule und Auspeisung entsetzlich viele bleiben aus Kleidungsmangel zu hause. - Welche Frau noch ganz kleine Stoff- oder Fadenabfälle übrig hat, möge in der Ausstellung von Fürsorgelehrmitteln der Vereinigten Fachkurse für Volkspflege erprobte Schnitte, für Mäntelchen, Camaschen, Mäubchen, Mützen, Kleinkinderschuhe, Hausschuhe, u. s. w. umsonst behalten, und danach für arme Kinder arbeiten. Die Sachen sind durchwegs einfach und rasch, meist ohne Nähmaschine auszuführen. - Besichtigung: Dien. den 21. u. 28., Donn. 23. u. 30. Okt. 3-5 Uhr, B., Blindengasse 18. - Schulklassen oder Vereine nach Ansage auch zu anderer Zeit. Ilse Arlt, Leiterin der Fachkurse für Volkspflege.

# Wanderausstellung für zeitgemäßes Sparen

## 6. Ausstellung der Vereinigten Fachkurse für Volkspflege

Verleitet: Bundesfürsorgeleiterin Ilse Arlt.

1. Selbsthilfe der Hausfrau in der Kohlennot.
2. Arbeitserleichterungen im Haushalt.
3. Sachenpflege.
4. Leicht herstellbare Behefte der Kranken- u. Säuglingspflege.
5. Abfallverwertung im Haushalt.
6. Verschiedene Wirtschaftserleichterungen.

Geöffnet vom 10. bis 30. Juni 1922 an Werktagen  
von 2 bis 6 Uhr, I. Hegelgasse 12 (Pädagogium).

Eintritt 100 Kronen.

Blochs zu 10 Karten 500 Kronen.

Aufruf zur Anfertigung von Schutzkleidung für Kinder gegen Erfrierungen durch Ilse Arlt, Leiterin der Fachkurse für Volkspflege © Sammlungen Ilse Arlt

Links: Ankündigung der „Wanderausstellung für zeitgemäßes Sparen“ 1922, geleitet von Bundesfürsorgerätin Ilse Arlt © Sammlungen Ilse Arlt

weder durch Streben nach Gewalt, Macht und Reichtum sowie Unterdrückung fremder Arbeitskraft oder durch die asketische Beschneidung der Bedürfnisse. Arlts anvisierter „dritter Weg“ besteht in dem unaufhörlichen Streben der Schaffung eines neuen Lebensstils, der vernunftgemäß die körperlichen Bedürfnisse derart befriedigt, daß für alle geistige Arbeit und für geistige Genüsse Zeit, Geld und Kraft übrig bleibe.<sup>24</sup>

### Anmerkungen

- 1 Ilse Arlt, Mein Lebensweg (o. J.). In: Maria Maiss, Silvia Ursula Ertl (Hg.), Ilse Arlt – (Auto-)biographische und werkbezogene Einblicke mit Beiträgen von Ilse Arlt, Silvia Ursula Ertl und Maria Maiss. Werkausgabe Ilse Arlt, Bd. 3. Berlin 2011, S. 81–130, hier S. 82.
- 2 Ilse Arlt, Mein Leben (o. J., vermutl. 1953). In: Dies., Wege zu einer Fürsorgewissenschaft. Neuauflage, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Maria Maiss. Berlin 2010, 125–128, hier S. 128.

- 3 Arlt, *Wege* (wie Anm. 2), S. 96.
- 4 Arlt, *Mein Lebensweg* (wie Anm. 1), S. 81.
- 5 Das Interview mit Maria Szöllösi († 18. 2. 2011) fand am 10. Juni 2010 statt.
- 6 Arlt, *Mein Leben* (wie Anm. 2), S. 28.
- 7 Arlt, *Mein Lebensweg* (wie Anm. 1), S. 82. Die in diesem Zitat erwähnten „Anarchistenattentate“ werden von Ilse Arlt nicht erläutert. Sie scheint auf die ab den frühen 1880er Jahren von Angehörigen des radikalen Flügels der Arbeiterpartei anlässlich staatlicher Repressionen ausgeübten Gewaltakte Bezug zu nehmen. Der von Hector Malot 1878 veröffentlichte sozialkritische Roman *Sans Famille* handelt vom Leben eines Findelkindes.
- 8 Erika Mitterer, *Bahnbrecherin der Fürsorge*. In: *Arbeiterzeitung*, 25. 12. 1954, S. 11.
- 9 Arlt, *Wege* (wie Anm. 2), S. 54
- 10 Ebda, S. 53. Speziell mit der Armutsforschung auseinandergesetzt hat sich Ilse Arlt u.a. in: *Dies., Armutsforschung*. In: *Deutsche Zeitschrift für Wohlfahrtspflege* 4/1 (1925), S. 145–153.
- 11 Ilse Arlt, *Die Grundlagen der Fürsorge*. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Maria Maiss. *Werkausgabe Ilse Arlt*, Bd. 1. Wien 2010, S. 125. Diese Schrift erschien ursprünglich 1921 in Wien.
- 12 Arlt, *Wege* (wie Anm. 2), S. 38.
- 13 Arlt, *Grundlagen* (wie Anm. 11), S. 53ff.
- 14 Ebda, S. 71.
- 15 Arlt, *Mein Lebensweg* (wie Anm. 1), S. 15.
- 16 Arlt, *Wege* (wie Anm. 2), S. 71–73. Eine zusätzliche Brisanz von Arlts Kritik am Konsumbegriff von Steins zeigt sich darin, dass dieser das erwerbsmäßige Produzieren als männliches und

- das Konsumieren als weibliches, die Hauswirtschaft betreffenden Zuständigkeitsfeld definierte. Mit ihrer Neubewertung des Konsumierens als produktiv-schöpferisches Handeln gelang es Arlt empirisch untermauert – u. a. durch das im Zuge ihrer wissenschaftlichen Durcharbeitung des Gebiets der Lebens- und Haushaltspflege gewonnene reichhaltige Material – von Steins geschlechterrollenspezifische Arbeitsteilung einschließlich der damit verbundenen ungerechten Verteilung und Bewertung menschlicher Individualisierungsmöglichkeiten zu unterlaufen.
- 17 Ilse Arlt, *Die Not der mutterlosen Kinder*. In: *Der Bund. Zentralblatt des Bundes österreichischer Frauenvereine* 3/6 (1911), S. 5–7, hier S. 5.
- 18 Arlt, *Wege* (wie Anm. 2), S. 191.
- 19 Ilse Arlt, *Die Berücksichtigung der Volkspflege bei der Schulreform*. In: *Volkserziehung. Nachrichten des Österreichischen Unterrichtsamtes. Pädagogischer Teil*. Wien 1923, S. 189–195, hier S. 193.
- 20 Arlt, *Wege* (wie Anm. 3), S. 42.
- 21 Arlt, *Grundlagen* (wie Anm. 11), S. 117. Hier gibt Arlt auch eine genaue Definition von Volkspflege: „Volkspflege ist die Hilfsweise, welche nach genauer Erfassung der Not die Hilfe stets unter gleichzeitiger Berücksichtigung aller Grundbedürfnisse volkswirtschaftlich richtig aufbaut und bei der Durchführung Volksart und Volkssitte berücksichtigt.“
- 22 Arlt, *Grundlagen* (wie Anm. 11), S. 7.
- 23 Erika Mitterer, *Ilse Arlt – 80 Jahre*. In: *Die Presse*, 1. Mai 1956, S. 5.
- 24 Arlt, *Grundlagen* (wie Anm. 11), S. 19.

# Dein starker Partner!






[www.goed.at](http://www.goed.at)



Gemeinsam jeden Tag  
FÜR FAIRNESS

# „Das Elend selbst ist auf

Christoph Lind

**D**ie Wiener Judengemeinde [...] genoss den Ruhm großer Vornehmheit, Wohlhabenheit, Wohltätigkeit und einer wohlgeordneten religiösen Einrichtung. Diesen Ruf hatte die Wiener Gemeinde überall im Ausland, die Berliner standen ihr darin bei weitem nach.<sup>1</sup> Diese Zeilen brachte Moritz Güdemann, von 1892 bis 1918 Oberrabbiner von Wien, in seinen Erinnerungen zu Papier. Er sprach damit auch die Dutzenden jüdischen Wohltätigkeitsvereine an, die in der Stadt aktiv waren und deren lange Liste von dem „Aktionscomité zur Unterstützung hilfsbedürftiger Hausierer in Wien“, dem „Humanitären Geselligkeitsverein ‚Trebund‘ zur Bekleidung armer Kinder“ über den „Humanitären Verein ‚Greisenschutz‘“ oder den „Verein zur Bekleidung armer alter Männer israelitischer Confession“ und diverse Krankenunterstützungsvereine bis hin zum „Verein zur Versorgung hilfsbedürftiger Waisen der israelitischen Kultusgemeinde“, reichte.<sup>2</sup>

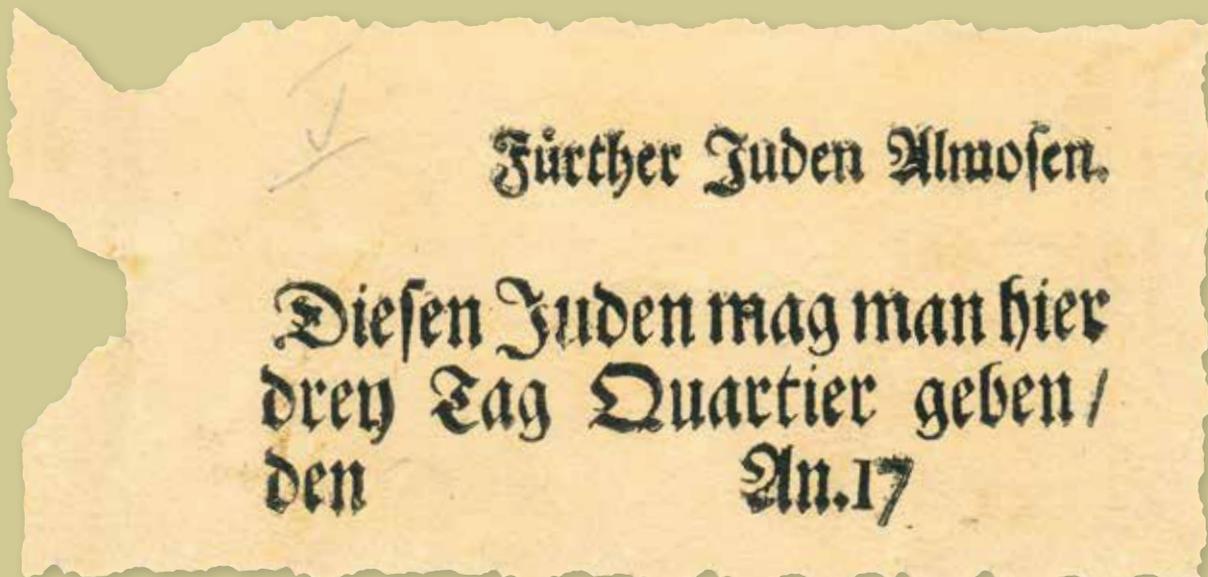
Ihre Tätigkeit war auch dringend von Nöten, denn um 1870 lebten rund 60% der Familien in der Kultusgemeinde in Dürftigkeit und Armut<sup>3</sup> und noch 1903 beklagte „Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift“ die erschreckenden Dimensionen, die der Pauperismus unter den Wiener Juden annehme.<sup>4</sup> Das durchaus beeindruckende Engagement der in der Wohltätigkeit aktiven Vereine und Initiativen war dennoch nicht in der Lage, des jüdischen Massenelends in der Stadt Herr zu werden, da es vor allem dessen Symptome bekämpfte. Bruno Frei hat das 1920 in seiner Schrift „Jüdisches Elend in Wien“ so auf den Punkt gebracht: *Die jüdische Wohltätigkeit, die öffentliche wie die private, leidet vor allem anderen an einem Übel: sie ist extensiv statt intensiv.*<sup>5</sup> Das galt auch für das Phänomen des

Wanderbettels. Jüdinnen und Juden, die auf der Suche nach einem Lebensunterhalt durch das Land streiften und dabei auch nach Wien kamen, waren in Mittel- und Osteuropa ab dem späten 17. Jahrhundert alles andere als ein seltener Anblick.

Die Ursachen ihrer Verarmung sind in demographischen und wirtschaftlichen Faktoren sowie judenfeindlichen Gesetzen zu finden und können hier nur kurz angerissen werden. So sah das 18. Jahrhundert im Heiligen Römischen Reich, aber auch in der Adelsrepublik Polen-Litauen ein starkes Wachstum der jüdischen Bevölkerung, dem allerdings keine Ausweitung der wirtschaftlichen Erwerbsmöglichkeiten, die traditionell hauptsächlich im Handel lagen, gegenüberstand.<sup>6</sup> In vielen Territorien geriet der Handel zusätzlich durch die neue Wirtschaftspolitik der Landesherren, wozu beispielsweise die Gründung von Manufakturen und die Einführung von Exportbeschränkungen und Zöllen gehörte, unter Druck.<sup>7</sup> Eine weitere Verschärfung erfuhr diese Situation durch „bevölkerungspolitische“ Maßnahmen, wie sie auch in einigen habsburgischen Ländern galten. So reglementierten in Böhmen, Mähren und Schlesien die sogenannten „Familiantengesetze“ das jüdische Leben, da sie nur einer bestimmten Anzahl von Männern erlaubten, dort zu wohnen, zu heiraten und sich eine Existenz aufzubauen. Die „Überzähligen“ waren auf der Suche nach einem Lebensunterhalt meist dazu gezwungen, ihre Heimat zu verlassen.<sup>8</sup> Allerdings waren die Möglichkeiten, sich andernorts niederzulassen, ebenfalls beschränkt, da dies in vielen Territorien des Reiches – wie in den habsburgischen Fürstentümern – schlichtweg verboten war.

# der Wanderung“

## Zedaka und Wanderbettler in Wien bis 1914



*Eine „Plette“ der jüdischen Gemeinde von Fürth aus dem 18. Jahrhundert. Sie berechnete zu Kost und Logis für drei Tage, wahrscheinlich wegen des Schabbat (Freitag, Samstag, Sonntag). © The Central Archives for the History of the Jewish People*

Somit von vielen Seiten unter existenziellem Druck und mit – im wahrsten Sinne des Wortes – begrenzten Möglichkeiten, sich von diesem zu befreien, wuchs die jüdische Unterschicht und mit ihr die Zahl der Wanderbettler auf den Landstraßen stetig.<sup>9</sup> In der jüdischen Gesellschaft standen sie auf der untersten Stufe: nach den von der jeweiligen Gemeinde versorgten

Ortsarmen, den „ehrbaren“ Bettlern mit Bettelbrief – ausgestellt von einem Gemeindefunktionär, der sich persönlich für die unverschuldete Not und den unbescholtenen Lebenswandel des Empfängers verbürgte – und den Gaunern.<sup>10</sup> Völlig mittellos, zumeist ohne berufliche Ausbildung und geographisch ent wurzelt, spielte sich ein großer Teil ihres Lebens auf den Straßen ab, da sie, unterwegs in Gruppen von bis zu 100 Personen – Männer, Frauen und Kinder – von Gemeinde zu Gemeinde zogen. Mitglied einer solchen zu werden oder gar einen Schutzbrief des Stadt- oder Landesherrn zu erhalten, gelang ihnen auf Grund ihrer wirtschaftlichen Lage zwar nicht, aber immer-

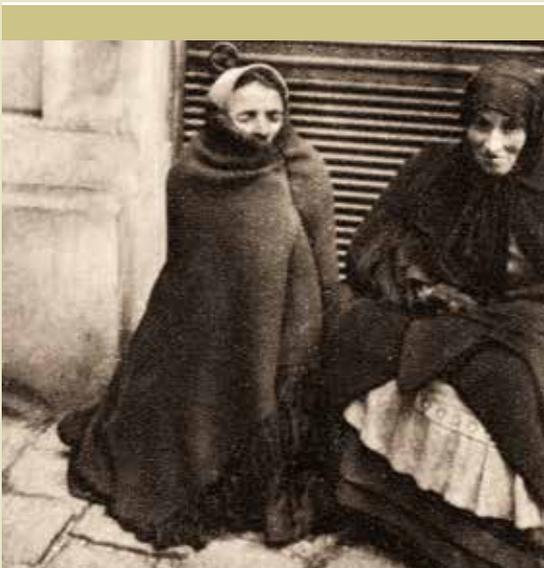
hin konnten sie dort Kost und Logis erwarten.<sup>11</sup> Diese organisierten die Gemeinden durch die Abgabe sogenannter „Pletten“ (Billets), schriftlicher Anweisungen, die ihre Mitglieder der Reihe nach und je nach Höhe des Steueraufkommens zur Beherbergung und Versorgung der Wanderbettler verpflichteten. Das galt allerdings nur für eine Nacht – am Wochenende wegen des Schabbat für zwei Nächte – danach mussten sie sich erneut auf den Weg machen und konnten erst nach einem halben Jahr wieder um Unterstützung bitten. Trotz dieser Einschränkung war die Versorgung der Bettlerzüge für die Gemeinden eine finanzielle und auch private Herausforderung, da die fremden Dauergäste am Familientisch oftmals ungern gesehen waren. So versorgten die 26 jüdischen Familien von Gochsheim bei Schweinfurt im Jahr 1791 durchschnittlich 1,3 Gäste pro Woche (1.650 Pletten). Wesentlich höher waren hingegen die Zahlen in Schnaittach, wo jede der 50 bis 60 Familien 200 Bettler im Jahr bewirtete – das waren ca. vier pro Woche (10.000 Pletten).<sup>12</sup>

Andere Gemeinden wiederum konnten sich ein solches System nicht leisten, wie uns folgende Schilderung von ca. 1790 zeigt: *Von Gotteslager, einem kleinen Weiler etwa zehn Minuten vor der Stadt [Wolfenbüttel], an bis an das Kaiser-Tor, lagen etwa zwanzig arme jüdische Familien, zigeunerartig wandernd, mit schmutzigen Betten, alten Kleidern, Kisten und Kasten, sie selbst in zerrissenen Gewändern, Männer, Frauen und Kinder, zum Teil krank und abgezehrt im Freien, wartend auf den Glockenschlag Neun, bei welchem der Vorsänger ankommen sollte, um im Namen des einzigen reichen*

*Mannes, der in Wolfenbüttel wohnte, Almosen zu verabreichen, damit sie vor Eintritt des Sabbath noch einen Ruhepunkt erreichen könnten. Keiner dieser Unglücklichen durfte die Stadt betreten.*<sup>13</sup>

### „Die übel angebrachte Mildtätigkeit der hiesigen Tolerierten“

Wie in Wolfenbüttel fand auch in Wien das System der Pletten keine Anwendung. Der Grund dafür war wohl, dass es den Jüdinnen und Juden, die sich nach der Vertreibung von 1670/71 wieder in der Stadt niederlassen durften, streng verboten war, Gemeindestrukturen aufzubauen. Dementsprechend verfügten sie gut hundert Jahre lang über kein gemeinsames Budget, geschweige denn über eine gemeinsame Armenkassa.<sup>14</sup> Die Armenfürsorge ruhte daher vor allem auf privat geübter Wohltätigkeit, wie sie beispielsweise von dem Hofjuden Emanuel Oppenheimer aus dem Jahr 1719 überliefert ist: *Dieser Oppenheimer ist ein Mann kurz von Statur, hat keinen Bart, hat auch sehr viel Bediente und ist sehr reich. Er speiset alle Tage an einer Tafel mit Silbergeschirr die armen sowie die fremden Juden. Wer nur will, kann hier zur Mahlzeit kommen.*<sup>15</sup> Der Zedaka entsprechend verteilten die Wiener Juden bei Eheschließungen zudem ein Zehntel der Mitgift an Arme, und auch in ihren Testamenten waren hohe Beträge für die Wohltätigkeit bestimmt.<sup>16</sup> Auch die 1763 offiziell gegründete Chewra Kadischa übernahm neben ihrer Funktion als Beerdigungsbruderschaft wohltätige Verpflichtungen. Sie kümmerte sich um den Besuch und



die ärztliche Behandlung der Kranken, die Bekleidung Bedürftiger, die „Ausheiratung“ armer Bräute und die Abgabe von Almosen an Wanderbettler. Der Vorsteher der Chewra hatte nämlich – ganz unbürokratisch – die Berechtigung, *durchreisenden Armen schon im eigenen Wirkungskreise, ohne die Mitglieder zu befragen, kleinere Beträge [zu] überreichen.*<sup>17</sup>

Im Gegensatz zur Chewra Kadischa ist bezüglich der Armenfürsorge eines seit 1727 bestehenden jüdischen Spitals so gut wie nichts überliefert.<sup>18</sup> Erst nach dessen Neubau 1792/93, der übrigens auch die Wahl einer ersten Repräsentanz der Wiener Judenschaft (am 17. Juni

1792), der sogenannten „Vertreter“, zur Folge hatte, ist mehr über die Armenversorgung dieser Einrichtung bekannt.<sup>19</sup> Die Verteilung der Almosen erfolgte dort immer nach dem Schabbat, am Sonntag. Danach hatten die Wanderbettler – wie im Pletten-System – Wien umgehend wieder zu verlassen, was von den Behörden durch eine Art Eintrittsschein („Bollette“) in die Stadt kontrolliert wurde, der zuvor beim sogenannten „Judenamt“ gelöst werden musste und für Arme kostenlos war.<sup>20</sup>

Gern gesehen waren die Wanderbettler nicht, weder bei der christlichen Obrigkeit noch bei den Wiener



*Im jüdischen Spital und Siechenhaus in der Seegasse, welches 1792/93 neu erbaut wurde (im Bild links), wurden jeden Sonntag Almosen verteilt. © Universitätsarchiv/Universität Wien*

*Linke Seite links: Zwei jüdische Bettlerinnen in Wien. Entnommen aus Bruno Frei, Jüdisches Elend in Wien. Wien 1920*

*Linke Seite rechts: Bettelndes Ehepaar aus Russisch-Polen, die Frau ist blind. Entnommen aus Bruno Frei, Jüdisches Elend in Wien. Wien 1920*

Juden. Die Judenschaft klagte über die von diesen verursachten hohen Kosten, und die Behörden wiederum waren der Meinung, dass deren Ankunft *nur durch die übel angebrachte Mildtätigkeit der hiesigen Tolerierten ermöglicht werde.*<sup>21</sup> Bei einer Sitzung des Staatsrats im August 1804 äußerte Staatsminister Leopold Graf Kollowrat dementsprechend sein Unverständnis über die *Betteljuden aus Böhmen, Mähren, Galizien oder Ungarn*, die wegen der sonntäglichen Almosen nach Wien kamen, und überlegte *das Hierherreisen der Betteljuden ganz zu verbieten.*<sup>22</sup> Dazu kam es zwar nicht, aber 17 Jahre später stellten die „Vertreter“ der Judenschaft die Wanderbettelfürsorge in Wien mit der Gründung der „Armenanstalt“ auf eine neue Grundlage.



Karikatur über jüdische Bettler, die 1875 einen Beitrag von H. Cohn über „jüdische Schnorrer“ in der deutschen „Gartenlaube“ illustrierte. Entnommen aus „Die Gartenlaube“ 1875, S. 469.

## Die Armenanstalt

Die Überlegungen, die zu diesem Schritt führten, verdeutlicht eine schriftliche sogenannte „Aufforderung“ vom Jänner 1821 wegen *Einleitung zweckdienlicher Maßregeln, um die hier befindlichen fremden isr. Bettler von hier möglichst zu entfernen [weil] es wohl keinen unter den hiesigen isr. Bewohnern gibt, der nicht laut oder im Stillen über den großen Übelstand und mancherlei Unannehmlichkeiten sich beklagt, welche hier durch den Schwarm hierherziehender fremder isr. Bettler entstehen.* Um diese Ziele zu erreichen, gleichzeitig aber weiter Zedaka zu üben, war eine wechselseitige Verpflichtung der Gebenden und Nehmenden vorgesehen. Erstere sollten künftig an *herumstreichende Arme* keine Almosen mehr abgeben und letztere keine Häuser mehr betreten, um zu betteln. Stattdessen war es nun Aufgabe der neuen Armenanstalt, die für Almosen vorgesehenen Geldbeträge zentral zu sammeln. Die Ver-

teilung an die Wanderbettler erfolgte dann durch drei „Armenväter“, die aber auch ausdrücklich die Aufgabe hatten, *dieselben zur Abreise [zu] veranlassen, nötigenfalls auch mit Hilfe der Polizei.*<sup>23</sup>

In der Praxis funktionierte dieses System jedoch nur bedingt. Viel zu viele Jüdinnen und Juden zog es bereits im Vormärz auf der Suche nach einem besseren Leben in die Reichshaupt- und Residenzstadt – eine Zuwanderung, die sich in Folge der neuen Freizügigkeit nach 1848 massiv verstärkte. So klagte die Armenanstalt im Jahresbericht von 1853: *Ein [...] Übel ist, dass in Folge des erleichterten Verkehrs, der zunehmenden Unstetigkeit und Beweglichkeit das Elend selbst auf der Wanderung ist und wie die Heuschreckenplage [...] sich namentlich auf die großen Städte wirft, gegen die alle Umsicht und Milde nicht ausreicht.*<sup>24</sup>

Tatsächlich hatte die Anstalt niemals genug Mittel für die Erfüllung ihrer Aufgaben zur Verfügung. Organisiert als Verein mit einem Naheverhältnis zur Israe-

litischen Kultusgemeinde (IKG), war sie auf Spenden und Mitgliedsbeiträge angewiesen. Vor allem die Erträge aus letzteren boten ständig Anlass zur Klage, da die Zahl der Mitglieder stets gering blieb. Im Jahr 1885 waren beispielsweise von *ca. 75.000 jüdischen Einwohnern Wiens nur rund 300 permanente Jahrgelder leistende Teilnehmer* der Armenanstalt.<sup>25</sup> Jüdinnen und Juden ließen es sich zudem nicht nehmen, weiterhin an ihrer privat geübten Wohltätigkeit festzuhalten, was die eigentlich vorgesehene zentrale Almosenverteilung konterkarierte.<sup>26</sup> Ein prominentes Beispiel dafür ist Marie Pollak, die pikanterweise mit Elias Pollak, dem Leiter der Armenanstalt, verheiratet war. Als sie 1890 starb, hieß es in ihrem in der „Neuzeit“ erschienenen Nachruf: *Die minutiöseste Observanz wurde von ihr mit aller Rigorosität beobachtet. Über Sachen der Kasuistik wusste sie Bescheid wie der orthodoxeste Rabbiner. [...] Mehr noch als ihr frommer war ihr Wohltätigkeitssinn ausgebildet. Sie nahm hierin einen eigentümlichen Standpunkt ein. Sie erblickte in jedem Hilfesuchenden einen Wohltäter, dem sie zu Dank verpflichtet sei, ermöglicht es ihr doch derselbe, ihrem Herzenstriebe zu folgen. Sie gab mit vollem Herzen und vollen Händen. Einzelne wie Familien fanden bei ihr nicht selten ausreichende Unterstützung zur Erhaltung ihrer Existenz.*<sup>27</sup>

### „Krieg gegen Wanderbettelei“

Eine Haltung, wie sie Marie Pollak pflegte, entsprach immer weniger dem Zeitgeist des 19. Jahrhunderts, der Arme so schnell wie möglich wieder „produktiv“ machen und in den Arbeitsprozess eingliedern wollte – Wohltätigkeit sollte dabei keinesfalls vermeintlichen Müßiggang unterstützen.<sup>28</sup> Das Los der Wanderbettler, die sich in den Augen vieler Gebender nicht um einen festen Beruf oder Arbeitsplatz bemühten und ein unstehtes Leben führten, war mit dieser Sicht der Dinge nur schwer in Einklang zu bringen. Im 19. Jahrhundert kam der Großteil von ihnen zudem aus Osteuropa. Die akkulturierten Juden in den deutschsprachigen Ländern hatten dank Emanzipation und bürgerlicher Gleichberechtigung einen zumindest bescheidenen wirtschaftlichen und sogar gesellschaftlichen Aufstieg erreicht,<sup>29</sup> während unter den sog. „Ostjuden“ Armut und Verelendung immer stärker anwuchsen.<sup>30</sup> Die ostjüdischen Wanderarmen waren von vielen ihrer Glaubensbrüder im Westen nicht gern gesehen, da sie befürchteten, von ihnen durch das Betteln und ihr fremdartiges Aussehen in Verlegenheit gebracht zu

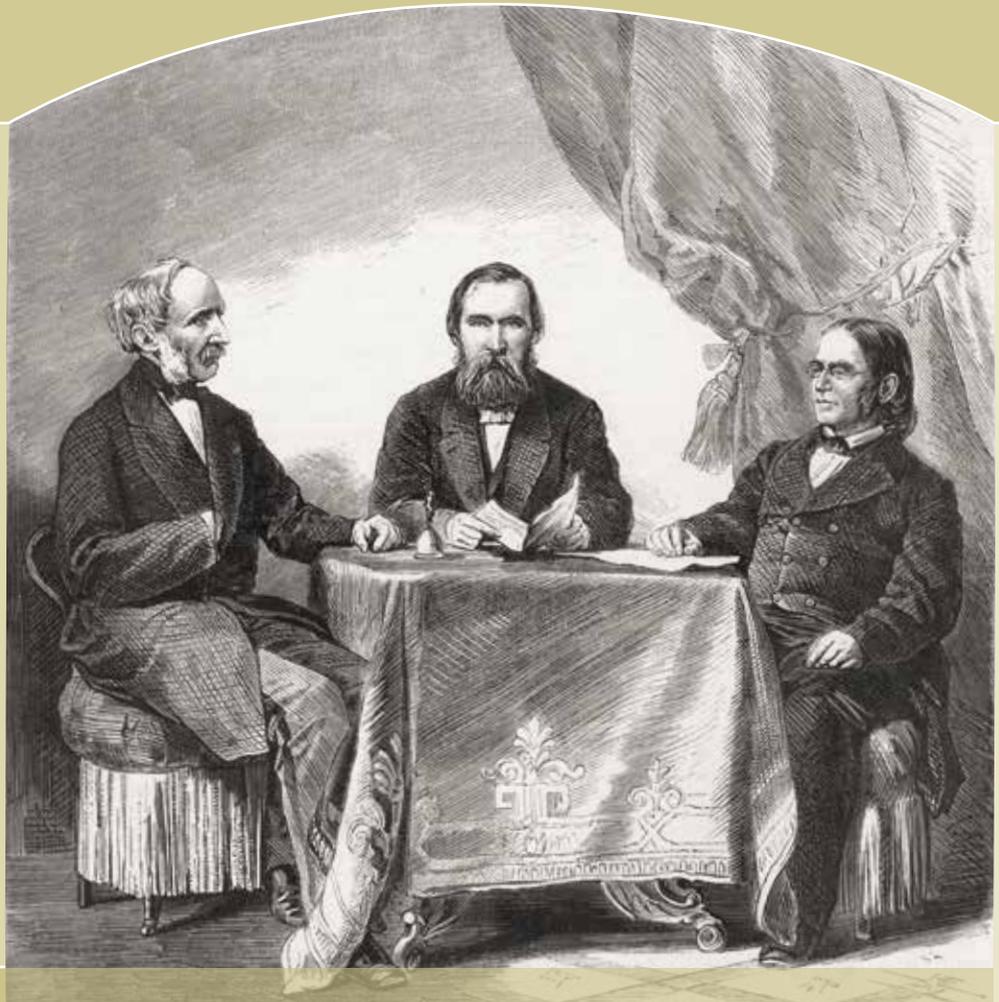
werden und den Antisemitismus zu verstärken.<sup>31</sup> Viele reagierten mit Distanz. Diese Distanz wird auch in der Berichterstattung des liberalen jüdischen Blattes „Die Neuzeit“ sichtbar, das seit Dezember 1861 wöchentlich in Wien erschien. So heißt es im Februar 1862, also gleich in einer der ersten Ausgaben, am Ende eines Artikels, der davor wohlwollend über die Tätigkeit der Armenanstalt berichtete: *Zu Bedauern ist's, dass so große Summen an durchreisende Bettler verabreicht werden und viel fahrendes Volk hierdurch nach Wien gelockt wird.*<sup>32</sup> Im August 1872 rief „Die Neuzeit“ unter der Überschrift „Krieg gegen Wanderbettelei“ zu *energischen Schritten auf, da die österreichischen Juden [...] von dieser Landplage am schwersten heimgesucht sind.*<sup>33</sup> Besonders scharf endete dann ein Artikel im Jänner 1878: *Der deutsche Jude hat nur die eine Bestimmung auf Erden, den polnischen Wanderbettler zu ernähren, und dieser ist von Gott eigens dazu erschaffen worden, das Judentum in dessen widerwärtigster Karikatur darzustellen.*<sup>34</sup>

„ALS VERLÄSSLICHER  
PARTNER  
FÜR SIE DA.“

Serviceline 050 350 350  
wienersaetdtische.at

WIENER  
STÄDTISCHE  
VIENNA INSURANCE GROUP

Die Präsidenten der ersten israelitischen Synode zu Leipzig, eröffnet am 29. 6. 1869: v. li. Joseph Ritter v. Wertheimer, der Vertreter aus Wien, weiters Moritz Lazarus (Berlin) und Abraham Geiger (Frankfurt/Main). *Illustrierte Zeitung*, 53/361, Leipzig 31. Juli 1869, S. 81 © AKG Images



Für die erwünschte Beseitigung des Wanderbettels setzten die führenden Vertreter des akkulturierten deutschsprachigen Judentums im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auf überregionale Zusammenarbeit und Koordination. Eine Gelegenheit dafür bot im Jahr 1869 die Synode von Leipzig, die sich mit Fragen der Religionsreform befasste.<sup>35</sup> In den Pausen zwischen den synodalen Sitzungen versammelten sich einige Delegierte zum ersten „deutsch-jüdischen Gemeindegtag“ und leiteten die Gründung eines „Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes“ (DIGB) in die Wege, zu dessen Aufgaben auch ganz explizit der Kampf gegen den Wanderbettel gehören sollte.<sup>36</sup> Ob auch die Wiener Delegierten – es handelte sich um den früheren IKG-Präsidenten Joseph von Wertheimer, Kantor Salomon Sulzer, Dr. M. Engel, Emanuel Biach und „Direktor S. Szanto“, höchstwahrscheinlich Simon Szanto, Herausgeber der „Neuzeit“ – an den Beratungen für den Gemeindebund teilnahmen, konnte nicht eindeutig festgestellt werden.<sup>37</sup> Allerdings ließ Szanto die

Vorschläge zur *Verbesserung des Armenpflugesesens und Beseitigung der Wanderbettelei*, wie es in Paragraph 1, Absatz 3 der Statuten des dann im April 1872 konstituierten „Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes“ hieß, in seiner „Neuzeit“ abdrucken.<sup>38</sup> Diese Vorschläge, die an die Bestimmungen der Wiener „Armenanstalt“ erinnern, sahen eine verstärkte Kooperation und Koordination im Rahmen eines „deutsch-israelitischen Unterstützungsverbandes“, aber auch restriktive Maßnahmen wie das Verbot der Ausstellung von Empfehlungsbriefen oder Armutszeugnissen sowie eine verstärkte Kontrolle der Wanderung durch die Einführung von „Reisebüchern“ für die Bettler vor. Gemeinden, die dem Verband nicht beitreten wollten, wurde zudem die Rute ins Fenster gestellt: *[Es] wird angenommen, dass sie den Fortbestand der bisherigen missbräuchlichen Zustände vorziehen; der Bundesausschuss wird durch entsprechende Einrichtungen bewirken, dass denselben auch die Vorteile der geschaffenen Organisation nicht zu Statten kommen.*<sup>39</sup>

Der Beitritt zum DIGB erfolgte allerdings trotzdem sehr zögerlich und noch 1911 gehörte ihm nur etwas mehr als ein Drittel der (reichs-)deutschen Gemeinden an.<sup>40</sup> Die österreichischen IKG waren bei der Konzeption des Unterstützungsverbandes zudem – wie das eben erst vom neu gegründeten Deutschen Reich annektierte Elsass-Lothringen – *vorläufig außer Acht gelassen* worden.<sup>41</sup> Die Frage ihrer Teilnahme erledigte sich 1875 endgültig, als der DIGB die Möglichkeit der Mitgliedschaft „deutsch-österreichischer“ Gemeinden aus seinen Statuten strich.<sup>42</sup> Ein Teil der IKG Cisleithaniens schloss sich 1898 auf Wiener Initiative zum „Allgemeinen Österreichisch-Israelitischen Bund“ zusammen – allerdings gehörte auch diesem Verein nur etwa ein Drittel der Gemeinden an. Die Gründe dafür lagen, wie in Deutschland, in der Skepsis der Orthodoxie, die ihre Überstimmung befürchtete und deshalb auch die Schaffung einer Gesamtvertretung mit öffentlich-rechtlichem Charakter, die für alle verbindlich agieren konnte, vehement ablehnte.<sup>43</sup> Eine neue, diesmal nur inner-österreichische Initiative zur Zentralisierung und Neuordnung des Wanderbettels ist wohl auch deswegen nicht vom „Bund“, sondern von der „Österreichisch-Israelitischen Union“ ausgegangen. Diese 1886 als Selbstschutzorganisation gegen den Antisemitismus gegründete und bedeutendste politische Vereinigung der Juden Cisleithaniens lud für den 25. und 26. März 1911 *zu einer Beratung über die Regelung bzw. Einschränkung des jüdischen Wanderbettels in Österreich*. An diesen Beratungen nahmen nur 22 IKG aus den böhmischen und deutschen Kronländern sowie „spontan“ Martin Philippsohn, der Berliner Präsident des DIGB und der erst im Jahr zuvor (1910) eingerichteten „Deutschen Zentralstelle für jüdische Wanderarmenfürsorge“<sup>44</sup> teil. Zustimmungsbekundungen kamen aber aus immerhin 54 weiteren IKG. Das Ergebnis brachte im Wesentlichen keine neuen Ideen, sondern sah gemeindliche Zusammenarbeit, verstärkte Kontrollen und das Verbot von Einzelalmosen vor.<sup>45</sup> Ein „Exekutiv-Komitee“, das nach deutschem Vorbild die *Gesamtorganisation zur Regelung des jüdischen Wanderbettels* auf den Weg bringen sollte, traf sich dann sieben Monate später, am 28. Oktober 1911.<sup>46</sup>

Die geringe Zahl an teilnehmenden Kultusgemeinden wies schon auf die Skepsis und den Widerstand hin, die der neuen Initiative entgegengebracht wurden. Ein Artikel in der Brünner „Jüdischen

Volksstimme“, die zionistisch ausgerichtet und von überregionaler Bedeutung war, brachte im Jänner 1912 die Kritik an der geplanten Zentralisierung, aber auch an der Entpersonalisierung der traditionellen Zedaka mit folgenden Worten auf den Punkt: *Das Zentralisieren geht wieder los! Vor zwei Jahren erst hat der österreichische Gemeindebund seinen großangelegten Organisationsentwurf [...] zu Grabe getragen, und schon wiederum wird an eine Gesamtorganisation geschritten. Freilich, das Ziel ist diesmal niedriger gesteckt, es gilt nur der Bekämpfung des Wanderbettels. [...] Schon die Bezeichnung ‚Bettel‘ legt sich uns demokratischen Juden, die wir im ‚Wanderbettler‘ nur den unglücklichen Bruder sehen, schwer auf die Nerven, dass man aber von der geplanten Organisation Galizien ausschließen will, das trotz aller scharfsinnigen Unterscheidung zwischen Ortsarmen und Wanderbettlern doch das klassische Land jüdischen Elends ist, gibt zu denken [...]. Das schwerste Bedenken bietet die ethische Seite, es würde die Wanderarmenfürsorge, die bisher zumeist in den Händen der Rabbiner und Vorsteher liegt, in die Hände von bezahlten Beamten bringen und damit nicht nur der bürokratischen Schablone ausliefern, sondern es würde diejenigen, die sich durch den Anblick des Armen, durch gelegentliche Berührung mit Not [und] Elend ihr jüdisches Herz, ihren Sinn für Wohltätigkeit gewahrt haben, gänzlich außer Kontakt mit den Armen bringen.*<sup>47</sup>

Ungeachtet der Kritik fand am 18. Jänner 1913 im Wiener Hotel Europe die Konstituierung der neuen „Zentralstelle für jüdische Wanderarmenfürsorge“ statt. Ihre Ziele, die *Abschaffung des Hausbettels [sowie der] Zusammenschluss der Kultusgemeinden zu Kreiskassen, die wieder in einer das ganze Reich umfassenden Zentralstelle konzentriert sind*, fanden auf Grund des Kriegsausbruchs im folgenden Jahr keine Umsetzung und wurden in dieser Form mit dem Ende der Monarchie hinfällig.<sup>48</sup>

Der „Große Krieg“ brachte die Bewegungen der Wanderbettler zum Stillstand. So sie kampffähig waren, wurden sie zum Militär eingezogen und traten, vor allem in den österreichisch-ungarischen und russischen Heeren, gegeneinander an. Die Massenfucht aus Galizien und der Bukowina wiederum machte 1914/15 zigtausende Jüdinnen und Juden zu Bittstellern im eigenen Land. Dessen Zerfall 1918, der schwerwiegende politische und wirtschaftliche Verwerfungen zur Folge hatte, stellte danach die Organisation der Fürsorge nicht nur für Wanderbettler vor neue Herausforderungen.

### Der Krieg gegen Wanderbettelei.

Wanderbettler sind in moderner Zeit den jüdischen Gemeinden eine Heimsuchung wie etwa ein hungriger Heuschreckenschwarm in alter Zeit, der Landstreicher ist dem Stegreifritter nahe verwandt, überdies wirkt das böse Beispiel der Arbeitscheu und Vernachlässigung durch den etwas abendheuerlich romantischen Ansirich sehr ansteckend auf die unteren Volksschichten. Der deutsche Gemeindebund, vorzüglich dessen Präsident Herr Kohner in Leipzig, hat unstrittig das Verdienst, die Aufmerksamkeit des gesammten Glaubensbundes auf diese offene Wunde zu lenken, und so ist der Krieg gegen Wanderbettelei, als Akt der Nothwehr anerkannt, auf der ganzen Linie entbrannt. Im Vordertreffen steht der deutsche Gemeindebund, der eine Kommission, bestehend aus den Herren Adolf Herman, Jakob Nachod, Gustav Plaut, Alexander Werthauer und dem Vorsitzenden des Bundes, Herrn Moritz Kohner, eingesetzt hat, um einen Entwurf zur Verbesserung des Armenpflegewesens auszuarbeiten. Wir kommen auf dieß Elaborat, das „als Manuscript gedruckt“ uns vorliegt, noch einmal zurück, und wollen für heute nur konstatieren, daß man selbst in Ungar dem „Arch. Israel“ zufolge diese hochwichtige Angelegenheit in ernstliche Erwägung zieht. So schreibt das genannte Blatt aus Drau wie folgt:

Gründung und Durchführung der Organisation das für heute einberufene Exekutivkomitee beauftragt. Die unerwartete Auflösung des Parlamentes und die unmittelbar darauf einsetzende Wahlbewegung hat die Einberufung des Komitees noch im Laufe des Frühjahres und Frühommers unmöglich gemacht.

Wir erlauben uns nun, Ihnen als Grundlage der Organisation zwei Statutenentwürfe vorzulegen. Der eine Entwurf stellt die Verfassung der zu schaffenden Zentralstelle, der andere die Verfassung der zu errichtenden Kreis-Armenkassen dar. Aus dem Protokolle der Delegiertenversammlung wissen Sie, daß als Sitz solcher Kreis-Armenkassen (allerdings nicht endgültig) in Aussicht genommen sind:

Für Böhmen: Prag, Budweis, Bilkow, Kuffig, Reichenberg und Pardubitz; für Mähren: Brünn, Pörsch und Mährisch-Ostrow; für Schlesien: Troppau; für Niederösterreich: Wien; für Steiermark, Kärnten und Krain: Graz; für Ober-Oesterreich: Linz a. d. D.; für Salzburg: Salzburg; für Tirol und Vorarlberg: Innsbruck; für Kärnten: Triest; in einem späteren Zeitpunkt für Galizien: Krakau, Lemberg, Stanislaw; für Bukowina: Czernowitz.

Wir halten es für überflüssig, hier nochmals in die auf der Delegiertenversammlung entwickelten Grundzüge, welche für die Regelung des Wanderbettelns in Oesterreich maßgebend sein sollen, näher einzugehen. Sie wissen, daß jede Kultusgemeinde

„Wanderbettler sind in moderner Zeit den jüdischen Gemeinden eine Heimsuchung wie etwa ein hungriger Heuschreckenschwarm in alter Zeit ...“. Beginn des Artikels „Der Krieg gegen Wanderbettelei“, verfasst vom Komitee des Armenunterstützungsvereins. Entnommen aus: Die Neuzeit. Wochenschrift für politische, religiöse und Cultur-Interessen 12/43. Wien 23. 8. 1872, S. 381

Bericht zur Sitzung der Israelitischen Kultusgemeinden Oesterreichs über die „Gesamtorganisation zur Regelung des jüdischen Wanderbettelns aus dem Jahr 1911. Darin wird für Cisleithanien eine Einteilung in Kreiskassen zur Wanderarmenfürsorge vorgenommen. Entnommen aus: Die Wahrheit. Unabhängige Zeitschrift für jüdische Interessen 43. Wien 10. 11. 1911, S. 5

### Anmerkungen

- Moritz Gudemann, *Aus meinem Leben*. Abgedruckt in: Albert Lichtblau (Hg.), *Als hätten wir dazugehört. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie*. Wien 1999, S. 465–480, hier S. 465f.
- Marsha L. Rozenblit, *Die Juden Wiens 1867–1914. Assimilation und Identität*. Wien 1988, S. 200–203. Siehe auch Tina Nicolussi, *Das jüdische Wohltätigkeitsvereinswesen im Spiegel der Akten der Bundespolizeidirektion Wien, Vereinsbüro Signatur II (1843–1938)*. Phil. Dipl. arb. Wien 2002, S. 139–144.
- Israel Jeiteles, *Die Kultusgemeinde der Israeliten in Wien mit Benützung des statistischen Volkszählungsoperates v. J. 1869*. Wien 1873, S. 70f.
- Dr. Blochs *Oesterreichische Wochenschrift*, 2. 1. 1903, S. 1.
- Bruno Frei, *Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten*. Wien 1920, S. 62.
- Rudolf Glanz, *Geschichte des niederen jüdischen Volkes in Deutschland. Eine Studie über historisches Gaunertum, Bettelwesen und Vagantentum*. New York 1968, S. 129f.; Jakob Goldberg, *Armut unter den Juden im alten Polen*. In: Stefi Jersch-Wenzel (Hg.), *Juden und Armut in Mittel- und Osteuropa*. Köln 2000, S. 71–89, hier S. 78–81.
- Mordechai Breuer, *Frühe Neuzeit und Beginn der Moderne*. In: Ders., Michael Graetz, *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Band I. Tradition und Aufklärung 1600–1780. München 1996, S. 83–247, hier S. 233.
- Michael L. Miller, *Absolutismus und Kontrolle. Juden in den böhmischen Ländern im 18. Jahrhundert*. In: Katerina Capkova, Hillel J. Kieval (Hg.), *Zwischen Prag und Nikolsburg. Jüdisches Leben in den böhmischen Ländern*. Göttingen 2020, S. 85–113, hier S. 85f. und 95–98.
- Breuer, *Frühe Neuzeit* (wie Anm. 7), S. 233f.
- Yacov Guggenheim, *Von den Schalantjuden zu den Betteljuden. Jüdische Armut in Mitteleuropa in der Frühen Neuzeit*. In: Jersch-Wenzel, *Juden und Armut* (wie Anm. 6), S. 55–69, hier S. 66f. Diese Ordnung entsprach der *Zedaka*, die Armut und Arme nach ihrer Beziehung zu den Gebenden hierarchisierte. An erster Stelle werden die Familienangehörigen versorgt, dann jene der Gemeinde und zuletzt die ortsfremden Armen. Auch zwischen würdigen und unwürdigen Bedürftigen wurde unterschieden, Prostituierte oder Trinker verloren ihren Anspruch.
- Glanz, *Geschichte* (wie Anm. 6), S. 133f.; Breuer, *Frühe Neuzeit* (wie Anm. 7), S. 234f.
- Guggenheim, *Von den Schalantjuden* (wie Anm. 10), S. 65.
- Albert Marx, *Geschichte der Juden in Niedersachsen*. Hannover 1995, S. 95.
- Eine gemeinsame Hauptkassa, aus deren Mitteln auch Arme unterstützt werden konnten, entstand erst 1792. Diese Unterstützung war allerdings den Mitgliedern der Jüdischen Gesellschaft vorbehalten, Ausnahmen gab es nur in „berücksichtigungswerten Fällen“. Siehe Samuel Krauss, *Geschichte der isr. Armenanstalt in Wien*. Aus Anlass ihrer Jahrhundertfeier in Archivalien. Wien 1922, S. 15.
- Bernhard Mandl, *Beschreibung Wiens von einem jüdischen Touristen aus dem Jahre 1719*. In: *Die Neuzeit*, 25. 9. 1896, S. 402f.; 2. 10. 1896, S. 411–413.
- Israel Taglicht, *Nachlässe der Wiener Juden im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Finanz-, Wirtschafts- und Familiengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts*. Wien 1917, S. 3f.
- Krauss, *Geschichte* (wie Anm. 14), S. 14.
- Zum alten Spital siehe die spärlichen Angaben bei Bernhard Wölfler, *Das alte und neue Wiener Israeliten-Spital nach authentischen Quellen dargestellt*. Wien 1873, S. 2f.

- 19 Zu den „Vertretern“ siehe Christoph Lind, *Juden in den habsburgischen Ländern 1670–1848*. In: Eveline Brugger, Martha Keil, Albert Lichtblau, Christoph Lind, Barbara Staudinger, *Geschichte der Juden in Österreich*. 2. verb. Aufl. Wien 2013 (Ergänzungsband zur Reihe „Österreichische Geschichte“, hg. von Herwig Wolfram.), S. 339–446, hier S. 349f. sowie Wölfler, *Das alte und neue Israeliten-Spital* (wie Anm. 18), S. 3–5.
- 20 Alfred Francis Pribram, *Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien*. 2 Bände. Wien 1918. Band I, S. 666 und 680.
- 21 Krauss, *Geschichte* (wie Anm. 14), S. 15–17.
- 22 Pribram, *Urkunden* (wie Anm. 20), Band II, S. 95.
- 23 Krauss, *Geschichte* (wie Anm. 14), S. 16–22.
- 24 Ebda, S. 67f.
- 25 *Die Neuzeit*, 19. 3. 1886, S. 112. Zur Verteilung an Bedürftige standen der Armenanstalt 1885 insgesamt 18.995,80 Gulden zur Verfügung, wovon ein fremder Armer durchschnittlich ein bis zwei Gulden pro Jahr erhielt. „Hiesige Familien“ bekamen im jährlichen Schnitt sechs Gulden.
- 26 *Die private Wohltätigkeit war auch Thema der Diskussion um die Neuorganisation des Armenwesens der IKG um 1900*. Siehe beispielsweise Dr. Blochs *Österreichische Wochenschrift*, 26. 3. 1909, S. 224.
- 27 *Die Neuzeit*, 9. 5. 1890, S. 185.
- 28 Steven M. Lowenstein, *Die Gemeinde*. In: Steven M. Lowenstein, Paul Mendes-Flohr, Peter Pulzer, Monika Richarz (Hg.), *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Bd. III. Umstrittene Integration 1871–1918. München 1997, S. 123–150, hier S. 129f.
- 29 Ebda.
- 30 Desanka Schwara, „Luftmenschen“ – Leidtragende des Verarmungsprozesses in Osteuropa im 19. Jahrhundert. In: Jersch-Wenzel, *Juden und Armut* (wie Anm. 6), S. 149–165, hier S. 149–151.
- 31 Lowenstein, *Die Gemeinde* (wie Anm. 28), S. 130.
- 32 *Die Neuzeit*, 21. 2. 1862, S. 86.
- 33 *Die Neuzeit*, 23. 8. 1872, S. 381.
- 34 *Die Neuzeit*, 25. 1. 1878, S. 26.
- 35 Michael A. Meyer, *Jüdische Identität in den Jahrzehnten nach 1848*. In: Michael Brenner, Stefi Jersch-Wenzel, Michael A. Meyer (Hg.), *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Band II. Emanzipation und Akkulturation 1780–1871. München 1996, S. 326–355, hier S. 334.
- 36 *Allgemeine Zeitung des Judentums*, 13. 7. 1869, S. 551 und 554–557.
- 37 *Allgemeine Zeitung des Judentums*, 6. 7. 1869, S. 525f.
- 38 *Die Statuten des Gemeindebundes sind abgedruckt in Allgemeine Zeitung des Judentums*, 23. 4. 1872, S. 323–326. Zu den Maßnahmen siehe ebda, 30. 7. 1872, S. 605–607; 6. 8. 1872, S. 623–625; 1. 10. 1872, S. 784–787.
- 39 *Die Neuzeit*, 11. 10. 1872, S. 460f.; 18. 10. 1872, S. 469–471; 25. 10. 1872, S. 476.
- 40 Lowenstein, *Die Gemeinde* (wie Anm. 28), S. 137.
- 41 *Die Neuzeit*, 11. 10. 1872, S. 460.
- 42 *Allgemeine Zeitung des Judentums*, 13. 4. 1875, S. 253.
- 43 Christoph Lind, *Kleine jüdische Kolonien. Juden in Niederösterreich 1782–1914*. Wien 2013, S. 87–91.
- 44 Lowenstein, *Die Gemeinde* (wie Anm. 28), S. 130.
- 45 *Die Wahrheit*, 31. 3. 1911, S. 4–6.
- 46 *Die Wahrheit*, 10. 11. 1911, S. 5f.
- 47 *Jüdische Volksstimme*, 31. 1. 1912, S. 4.
- 48 Lind, *Kleine jüdische Kolonien* (wie Anm. 43), S. 93f.

# QUERDENKER GESUCHT!

**STUDIERE AN DER NEW DESIGN UNIVERSITY**

**GRAFIKDESIGN, INNENARCHITEKTUR, PRODUKTDESIGN,  
EVENT ENGINEERING, MANAGEMENT BY DESIGN  
UND VIELES MEHR**

**JETZT ANMELDEN: [WWW.NDU.AC.AT](http://WWW.NDU.AC.AT)**



**NEW DESIGN  
UNIVERSITY**  
PRIVATUNIVERSITÄT ST. PÖLTEN



Die New Design University ist die Privatuniversität der Wirtschaftskammer NÖ und ihres WIF1

# Jüdische Wohlfahrt im Wilhelminischen

Anna Michaelis

W 35, Lützowstrasse 15<sup>e</sup>  
23. 5. 07.  
Hochwohlöbl. L-Stiftung  
Zu Händen des Herrn Vorsitzenden  
Dr Feilchenfeld  
C. 2 Berlin  
Euer Hochwohlgeboren!

Auf Veranlassung des hiesig.  
zu jüdischen Gemeinde und des  
Mitgliedes derselben, Herrn Zahn-  
arzt Ingendreich, W 15 Ludwigkirchstr. 6,  
bitte ich höfl. um ein Darlehen, da  
ich mich augenblicklich in einer  
dringenden Notlage befinde.

Erste Seite des Briefs von Heinrich  
Strauss an die Alexander und Jenny  
Löwenherz-Stiftung, 23. 5. 1907  
© Centrum Judaicum Berlin, Archiv

W 35, Lützowstrasse 15  
23. 5. 1907

Hochwohlöbl. L-Stiftung  
[Alexander und Jenny Löwenherz-Stiftung]  
Zu Händen des Herrn Vorsitzenden Dr Feilchenfeld  
C. 2 Berlin

Euer Hochwohlgeboren!

Auf Veranlassung der hiesigen jüdischen Gemeinde  
und des Mitgliedes derselben, Herrn Zahn-Arzt  
Tugendreich, W 15 Ludwigkirchstr. 6, bitte ich  
höfl. um ein Darlehen, da ich mich augenblick-  
lich in einer dringenden Notlage befinde. Ich bin  
mosaisch und praktiziere hier seit Oktober vorigen  
Jahres in der Lützowstrasse 15, W 35. Die Außen-  
stände meiner noch kleinen Praxis sind leider nicht  
so prompt, wie erwartet, eingegangen. Meine Frau  
ist zudem dieser Tage noch vorzeitig entbunden  
worden. Wenn es möglich ist, bitte ich, das Ver-  
fahren freundlichst beschleunigen zu wollen.

In vorzüglichster Hochachtung!

Heinrich Strauss  
Zahn-Arzt.

# Deutschland

## Das Beispiel Berlin (1890–1917)



*Straßenszene mit mobilem Brotverkaufsstand in der Grenadierstraße im Scheunenviertel 1933  
© Bundesarchiv  
183-1987-0413-501*

Als der jüdische Zahnarzt und frischgebackene Vater Heinrich Strauss im Mai 1907 bei der „Alexander und Jenny Löwenherz-Stiftung“ der jüdischen Gemeinde Berlin für die Erhaltung seiner Praxis und die Versorgung seiner jungen Familie um ein Darlehen bat,<sup>1</sup> griff er auf ein traditionsreiches Unterstützungssystem in der jüdischen Gemeinschaft zurück. Dessen Genealogie lässt sich mit zahlreichen Kontinuitäten ebenso wie mit erheblichen Brüchen bis in die antike Geschichte des Judentums rekonstruieren. Schon in der Tora war die Erhebung des Zehnten zu wohltätigen Zwecken festgelegt worden. Zedaka, im

Wortsinn von „Gerechtigkeit“, hatte also mitunter die Funktion des sozialen Ausgleichs, der früh in Form dieser steuerähnlichen Abgabe institutionalisiert wurde.

Ob bewusst oder unbewusst bezog sich Strauss, indem er um einen Beitrag zum Erhalt seiner beruflichen Selbstständigkeit bat, außerdem auf einen zentralen Grundsatz jüdischer Wohltätigkeit: Solche „Hilfe zur Selbsthilfe“ wurde vom jüdischen Philosophen Maimonides (1135–1204), der acht Formen der Wohltätigkeit nach ihrem moralischen Wert hierarchisierte, als die verdienstvollste Form der Zedaka festgelegt.

Bis in moderne Zeiten hinein lassen sich in der jüdischen Wohltätigkeitspraxis Elemente dieser religiösen Tradition finden, so auch in Berlin, der größten jüdischen Gemeinde des deutschen Kaiserreiches. Dort übernahm die „Armenkommission der Jüdischen Gemeinde zu Berlin“ 1837 als Nachfolgerin des „Komitees zur Verbesserung des Armenwesens“ die wichtigsten Aufgaben der traditionellen Armenfürsorge der jüdischen Gemeinde.<sup>2</sup> Neben den regelmäßigen Unterstützungen für Arme vermittelte die Kommission Arbeitssuchenden Stellen und betrieb sogar eine Wäscherei, die Bedürftigen die Möglichkeit eines geringfügigen Verdiensts verschaffte. Nicht zuletzt unterstützte die Kommission männliche Gemeindegmit-

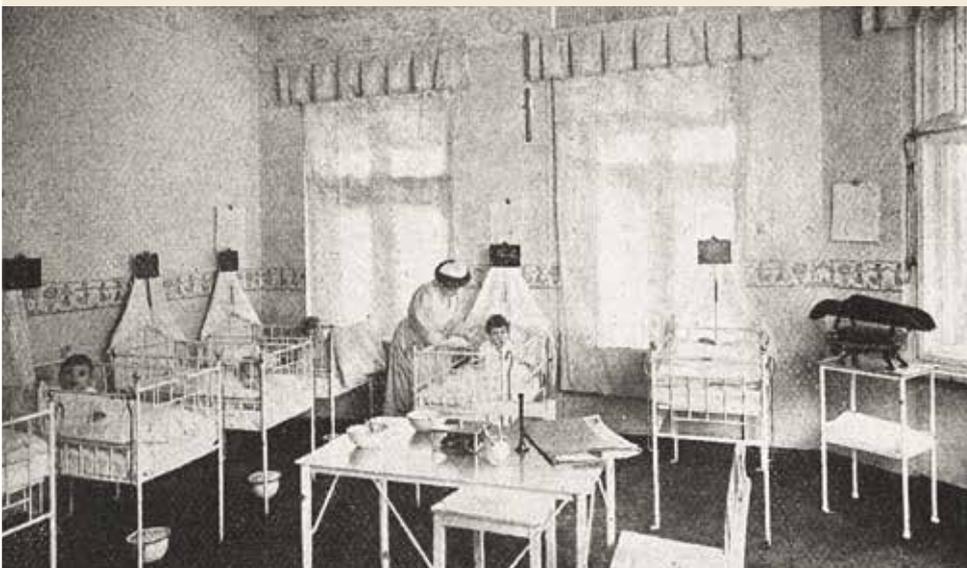
glieder bei der Schaffung und Erhaltung einer selbstständigen Arbeit, wie auch im Falle Heinrich Strauss, dem die Unterstützung letztlich gewährt wurde.<sup>3</sup>

## Zentralisierung und Systematisierung

Bei allem Gewicht, das die Tradition in der Praxis jüdischer Wohltätigkeit auch im Wilhelminischen Berlin hatte, hatte letztere, als Heinrich Strauss im Jahr 1907 sein Gesuch stellte, bereits einen grundlegenden Wandel durchlaufen. Zwar bestanden traditionelle Institutionen wie die Beerdigungsgesellschaften (Chevrot Kedduschot), die Vereine für den Krankenbesuch (Bikkur Cholim), Frühehekassen



*Behandlung unter freiem Himmel im von der Armenkommission initiierten Genesungsheim zu Briesen-Birkenwerder um 1904 © Centrum Judaicum Berlin, Archiv*



*Alltag im Heim des „Fürsorgevereins für hilflose jüdische Kinder und Kinderheim in Niederschönhausen“ um 1907 © Centrum Judaicum Berlin, Archiv*

(Hachnassoth Kallah) und diverse Stiftungen fort. Doch gewannen in den Debatten über die zukünftige Ausgestaltung der Armenpflege in jüdischen Großgemeinden wie Frankfurt am Main, Hamburg oder eben auch Berlin zwei Grundsätze zunehmend an Gewicht: Zentralisierung und Systematisierung.

So erschloss die Armenkommission als wichtigste Institution der jüdischen Armenfürsorge immer weitere Bereiche der jüdischen Wohltätigkeitsarbeit und wurde auf diese Weise zur Schaltstelle dieses Aktivitätsfeldes: Nachdem in den 1860er Jahren bereits eine Unterkommission für die Waisenfürsorge gegründet worden war, orientierte sich die Armenkommission spätestens in den 1890er Jahren hin

in der praktischen Arbeit als auch im organisatorischen Überbau wichtige Schritte in Richtung einer planvollen und gebündelten jüdischen Wohlfahrtsarbeit gemacht.

### „Würdige“ und „unwürdige“ Bedürftige?

Auch in der Frage, welche Zielgruppen vom sozialen Engagement profitieren sollten, begannen sich die Haltungen der jüdischen Gemeinden in den Jahrzehnten um 1900 zu ändern. Die von Heinrich Strauss adressierte „Alexander und Jenny Löwenherz-Stiftung“ versinnbildlicht geradezu den in dieser Hinsicht vorhandenen *double bind* zwischen konservativer Moral



*Verkaufsstand eines jüdischen Händlers in der Grenadierstraße im Scheunenviertel 1933 © Bundesarchiv 183-1987-0413-505*

zur Gesundheitspflege, indem sie Aufenthalte von bedürftigen Gemeindegliedern in Genesungsheimen, Kur- und Nervenheilstätten finanziell unterstützte. In den späten 1890er Jahren übernahm die Armenkommission schließlich das in der öffentlichen Wohlfahrt bereits verbreitete „Elberfelder System“, das die Armenpflege in städtische Distrikte unterteilte, die jeweils einem mit den örtlichen Bedingungen vertrauten Armenpfleger unterstellt waren. Bereits 1895 war der „Verband für jüdische Wohlfahrtspflege“ gegründet worden, der als Dachorganisation der jüdischen Fürsorgeeinrichtungen Berlins den gegenseitigen Austausch und die Kooperation unterstützen sollte. Damit waren sowohl

und progressiven Ansätzen der Integration marginalisierter Gruppen, in dem sich die jüdische Wohlfahrt um die Jahrhundertwende befand: 1896 anlässlich der Silberhochzeit des Stifterpaares mit einem beachtlichen Stiftungsfonds von 50.000 Mark gegründet, reihte sie sich in die Strukturen des traditionellen jüdischen Stiftungswesens ein. Dieses bot jüdischen Bedürftigen oder ihren Fürsprecherinnen und Fürsprechern ein breites Repertoire an Unterstützungen in unterschiedlichsten Belangen. Es gab spezialisierte Stiftungen für Studienbeihilfen, für die Beschaffung von Feuerholz, Kleidung oder Matzen zu Pessach sowie auch für die Versorgung von Frauen im Wochenbett und deren neugeborenen Kindern.

Häufig bestimmten die Stifterinnen und Stifter, dass die Gelder „verschämten Armen“ zukommen sollten. Dieses oftmals in den Stiftungsbestimmungen festgelegte Prinzip verweist darauf, dass bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein zwischen „würdigen“ und „unwürdigen“ Armen unterschieden wurde. „Würdige Arme“ waren diejenigen, die unverschuldet in eine Notlage geraten waren und auf bescheidene Weise, eben „verschämt“, um Unterstützung baten. „Unwürdige Arme“ waren selbstverschuldet verarmt und forderten nun in einer als anmaßend empfundenen Weise „unverschämt“ Unterstützung ein. Mit der Entwicklung von moderner Wohlfahrt und Sozialarbeit setzten sich zunehmend humanistische Vorstellungen über ein allgemeines Anrecht auf ein Mindestmaß an ökonomischer Sicherheit und gesellschaftlicher

Die Löwenherz-Stiftung gehörte nun also einerseits in eine noch nach moralisch-konservativen Prinzipien funktionierende Stiftungslandschaft, doch schlugen sich in ihren Bestimmungen bereits liberalere Ansätze nieder: Zwar sollten vorzugsweise unbescholtene und vor allem verheiratete Wöchnerinnen unterstützt werden, Ausnahmen konnten allerdings gemacht werden, wenn durch eine finanzielle Unterstützung von ledigen Müttern deren *weiteren moralischen Vorfälle* [!] *vorgebeugt*<sup>4</sup> würde.

Das Heim des „Fürsorgevereins für hilflose [!] jüdische Kinder und Kinderheim in Niederschönhausen“ führte diese Ansätze in Richtung einer Integration der bisher von der jüdischen Wohltätigkeit weitgehend marginalisierten unehelich geborenen Kindern fort. Seit 1903 bot es Unterkunft und medizinische

Das ehemalige jüdische Lehrlingsheim Pankow in der Mühlenstraße 24 © upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a3/Mühlenstraße\_24\_(Berlin-Pankow).jpg

Rechte Seite: Das Zweite Waisenhaus der jüdischen Gemeinde Berlin in der Berliner Straße 120/121 in Pankow. Aus der Berliner Architekturwelt Ausgabe 18 (1916) © digital.zlb.de/viewer/image/14192916\_1916/427/



Anerkennung durch. Bisher von der fürsorglichen Unterstützung als „unwürdig“ gescholtene Gruppen, wie etwa ledige Mütter, wurden nun in wohlfahrtliche Maßnahmen eingebunden. Auch solche Gruppen, die nicht prinzipiell als „unwürdig“ kategorisiert, doch in der jüdischen Gemeinschaft marginalisiert waren (Obdachlose, Arbeitslose, Migrantinnen und Migranten), erfuhren nun zunehmend Unterstützungen, die über bloße finanzielle Zuwendungen hinausgingen und eine Integration in die jüdische Gemeinschaft zum langfristigen Ziel hatten.

Fürsorge für jüdische Kinder im Neugeborenen- und Säuglingsalter, die aufgrund von Berufstätigkeit, wirtschaftlicher Not oder Krankheit bzw. dem Versterben der Mütter vorübergehend oder dauerhaft in Pflege gegeben worden waren. Explizit wurden deutsche, jedoch auch osteuropäische Mütter auf der Durchreise nach Übersee sowie auch ledige Mütter als Zielgruppe des Vereins angesprochen. Der Fürsorgeverein wies darauf hin, dass *auch wohlhabende Familien, die vom Unglück [einer unehelichen Geburt] getroffen wurden, [...] den Wert unseres uneigennütigen, sachgemäßen und*

verschwiegenen Beistandes schätzen gelernt<sup>5</sup> hätten. Tatsächlich jedoch stellten ledige Mütter aus der Unterschicht die größte Gruppe derjenigen dar, die ihre Kinder entweder in Pflege gaben oder – wenn sie noch stillten – mit ihnen ins Heim aufgenommen wurden. Im Falle derjenigen Kinder, bei denen eine Rückkehr ins Elternhaus ausgeschlossen war, versuchte der Verein, Pflegestellen in kinderlosen Familien zu organisieren. In seinen unkonventionellen Bestrebungen, auch Kinder aus unehelichen Verbindungen in die jüdische Säuglingsfürsorge einzubeziehen, bekam dieser auch Unterstützung aus den Kreisen des B'nai B'rith<sup>6</sup>: Der Sanitätsrat Louis Maretzki sprach sich 1905 im „Bericht der Großloge des U.O.B.B.“ (Unabhängiger Orden B'nai B'rith) angesichts der generell hohen Säuglingssterblichkeit in Berlin dafür aus, auch jüdische



Kinder aus unehelichen Verbindungen, von denen in Berlin immerhin 90 pro Jahr geboren würden, in die fürsorglichen Bemühungen miteinzubeziehen, denn diese Kinder seien andernfalls besonders gefährdet, später sozial abzurutschen.<sup>7</sup>

## Jugendliche in fürsorglicher Kontrolle

Mit der Zielsetzung, einer Prekarisierung insbesondere der jüdischen Jugend vorzubeugen, arbeiteten auch neugeschaffene Institutionen der jüdischen Berufsfürsorge: Die 1890er Jahre können als das Jahrzehnt der „Entdeckung der Jugend“ seitens jüdischer Wohltätigkeitsorganisationen bezeichnet werden. Am Beispiel Berlin lässt sich exemplarisch zeigen, was auch für andere jüdische Großgemeinden sowie für die nichtjüdische Fürsorge galt: Jugendliche im Alter der Berufsausbildung sollten vor der als neue soziale Gefahr proklamierten „Verwahrlosung“ gerettet und – im Falle der jüdischen Jugendlichen – sogenannten produktiven Berufen in Landwirtschaft und Handwerk zugeführt werden. Zu diesem Zweck wurde in Berlin 1890 das „Jüdische Mädchenstift“ gegründet. Bereits im nächsten Jahr folgte im Vorort Pankow das „Zweite Waisenhaus der jüdischen Gemeinde zu Berlin“. 1894 wurde das „Mädchenhaus Pankow“ und 1896 das „Lehrlingsheim Pankow“ eröffnet.

Wurden unter dem Stichwort der Berufsumschiebung gezielte Änderungen der jüdischen Berufsstruktur bereits seit der Emanzipationszeit verhandelt, so war doch neu, dass sie in wohlfahrtliches Engagement eingebunden wurden. Aus einem in der Emanzipationszeit verwurzelten Projekt der „bürgerlichen Verbesserung der Juden“ wurde nun eine fürsorgliche Initiative, die sowohl die Widerlegung antisemitischer Vorurteile als auch die Entschärfung sozialer Probleme innerhalb der jüdischen Gemeinschaft im Blick hatte.

Die Geschichte des Lehrlingsheims Pankow verkörpert diese *longue durée* der Diskurse zur Berufsumschiebung und die innovativen Ansätze des ausgehenden 19. Jahrhunderts beispielhaft: Nachdem bereits Anfang der 1890er Jahre ein Versuch der „Gesellschaft zur Verbreitung des Ackerbaus und der Handwerke unter den Juden im preußischen Staate“ (gegründet 1813) darin gescheitert war, die Unterbringung und Ausbildung jüdischer Jugendlicher zu Handwerkern in einer Institution zu verbinden, wurde schließlich der „Verein Lehrlingsheim Pankow“ gegründet. Der Verein erwarb das Grundstück Mühlenstraße 20 im Berliner Vorort Pankow und errichtete eigens ein Gebäude für das künftige Lehrlingsheim, das 50 bis 60 Zöglingen Unterkunft bieten sollte, die in Berliner Handwerkschulen ausgebildet wurden. Im Mai 1896 eröffnete das Lehrlingsheim als dritte Einrichtung der jüdischen Berufsfürsorge in Pankow.

Die „Allgemeine Zeitung des Judentums“ stellte in ihrem Bericht über die Planungen des neuen Lehrlingsheims im Herbst 1895 anerkennend fest: *Indessen haben scharfsichtige Männer [...] über mittel [!] und Wege nachgedacht, wie angesichts der zunehmenden Gefahren, denen der heranwachsende Jüngling in dem Treiben der Weltstadt ausgesetzt ist, nach vollendeter Tagesarbeit sowie an arbeitsfreien Tagen eine wirksame Beaufsichtigung ihrer Lehrlinge zu ermöglichen wäre.*<sup>8</sup> Die periphere Lage des Lehrlingsheims war – ebenso wie die der anderen Pankower Einrichtungen – also nicht zufällig gewählt worden, sondern hatte zum Ziel, die Zöglinge umfassend zu kontrollieren. In der Geschichte des Lehrlingsheims Pankow und weiterer Institutionen der jüdischen Berufsfürsorge verbanden sich folglich der dauerhafte Einfluss traditioneller Institutionen wie der „Gesellschaft zur Verbreitung des Ackerbaus und der Handwerke unter den Juden im preußischen Staate“ mit neuartigen Ansätzen der jüdischen Berufsfürsorge, die nicht mehr einen rein berufsbezogenen, sondern auch einen sozialdisziplinatorischen Auftrag erfüllte.

### „Ost“- und „Westjudentum“

Fanden sich die in den 1890er Jahren gegründeten Institutionen der jüdischen Berufsfürsorge mehrheitlich in der Berliner Peripherie, verlegte das 1916 gegründete „Jüdische Volksheim“ das deutsch-jüdische Engagement für marginalisierte Gruppen ostentativ von der Peripherie in das urbane Zentrum des (osteuropäisch-)jüdischen Lebens im Berliner Scheunenviertel, genauer in die Dragonerstraße 22. Beeinflusst von kulturzionistischen Tendenzen im deutschen Judentum infolge des sogenannten „Ostjudenerlebnisses“ deutsch-jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg griff das Volksheim Ansätze der anglo-amerikanischen Settlementbewegung auf. In der Praxis bedeutete dies, dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Volksheims selbst im Scheunenviertel lebten, um *tiefer in das Milieu des jüdischen Proletariats, in sein Wesen und seine Bedürfnisse*<sup>9</sup> einzudringen.

In den ersten Jahren seines Bestehens war die Arbeit des Volksheims stark von ihrem Leiter, dem Pädagogen und angehenden Kinderarzt Siegfried Lehmann (1892–1958) geprägt. Die Arbeit konzentrierte sich auf Kinder und Jugendliche aus osteuropäisch-jüdischen Einwandererfamilien. Für unterschiedliche Altersstufen wurden Kinderspielstunden, geschlechtsspezifische Angebote in Jungen- und Mädchengruppen,

sogenannte „Clubs“, Sportangebote, Ausflüge und Musikunterricht organisiert. Auch für erwachsene Anwohnerinnen und Anwohner aus dem Scheunenviertel gab es familienbezogene Angebote wie eine Mütterberatungsstelle, vereinzelt Hausbesuche und Unterhaltungsabende. Ziel der Arbeit der Aktivistinnen und Aktivisten im Umfeld des Volksheims war es, die Bindung der jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner des Scheunenviertels zur jüdischen Kultur und Tradition zu stärken. Die Kinder und Jugendlichen wurden dazu angehalten, sich wertschätzend mit ihrer osteuropäisch-jüdischen Herkunft auseinanderzusetzen. Gleichzeitig sollten sie spielerisch mit der hebräischen Sprache vertraut gemacht werden und eine solidarische Haltung untereinander entwickeln. Insgesamt steht das Volksheim für eine neue Richtung kulturintegrativer und sozialpädagogischer Wohlfahrtsarbeit im deutschen Judentum.

Die Gründungsjahre des jüdischen Volksheims laden dazu ein, in der Erzählung der Geschichte der jüdischen Wohlfahrt im Deutschland des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zu verharren und einen Blick zurück und nach vorn zu werfen. Zurückblickend hatte sich die jüdische Wohlfahrtspraxis in ihrer traditionellen Verfasstheit mit Armenfürsorge und dominantem Stiftungswesen seit den 1890er Jahren massiv gewandelt bzw. erweitert: Traditionelle Institutionen wie die Armenkommission bestanden, wenn auch in modernisierter Form, weiter fort, gleichzeitig wurden wichtige Grundsteine für die spätere Entwicklung durch Prozesse der Zentralisierung und Systematisierung gelegt. Die Gründung der „Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden“ im Jahre 1917 kann als Höhepunkt dieser Entwicklungen gesehen werden. Gleichzeitig hatte sich die Wohlfahrt als ein Aktivitätsfeld erwiesen, über das nicht zuletzt verhandelt wurde, wer zur jüdischen Gemeinschaft dazugehören sollte, wer ins Zentrum gerückt, und wer – auch stadträumlich – an die Ränder verwiesen wurde. Diese Mechanismen von Einschlüssen und Ausschlüssen sollten sich später hin zu progressiven Prozessen einer konzertierten Arbeit an einem „Jewish social body“ verdichten, wie Sharon Gillerman in ihrer Studie zur jüdischen Wohlfahrt in der Weimarer Republik herausarbeitete.<sup>10</sup> Die Geschichte der jüdischen Wohlfahrt im Wilhelminischen Deutschland erweist sich also als eine neuralgische Phase zwischen Tradition und Umbruch, in der traditionelle Praktiken fortlebten und bereits neue Konzepte erprobt wurden.

## Anmerkungen

- 1 Brief von Heinrich Strauss an die Alexander und Jenny Löwenherz-Stiftung vom 23. 5. 1907. Centrum Judaicum Archiv (CJA), 1 A Be 2/1, Nr. 46 #271, Bl. 61 u. 61v.
- 2 Aus der Geschichte der Armenverwaltung der jüd. Gem. zu Berlin 1833–1913 – Von Rechtsanwalt Dr. Lamm. Nach einem in der 32. Vertreter-Vers. des Verb. f. jüd. Wohlfahrtspflege am 26. November 1913 gehaltenen Vortrag. CJA, 1 A Be2, Nr. 66/1 #295, Bl. 1a.
- 3 Mitteilung über die Armen-Commission der jüdischen Gemeinde in Berlin. National Library of Israel, S2004 B3447, S. 2.
- 4 Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde, Statut für die Alexander und Jenny Loewenherz-Stiftung, Berlin, 28. 10. 1896. CJA, 1 A Be 2/1, Nr. 46 #271, Bl. 1a u. 1a v.
- 5 Kinderheim Nieder-Schönhausen, Bericht über die Verwaltung d. Kinderheims und Vereinstätigkeit seit 1907. CJA, 1 A Be 2, Nr. 310 #540, Bl. 3v.
- 6 Beim 1834 in den USA gegründeten Unabhängigen Orden B'nai B'rith (U.O.B.B.) handelt es sich um eine ähnlich wie die Freimaurer in Logen strukturierte Organisation (die erste deutsche Loge wurde 1882 gegründet), die sich unter anderem stark in der jüdischen Wohltätigkeit engagiert.
- 7 Louis Maretzki, Das sociale Comite der Berliner Logen. In: Bericht der Großloge für Deutschland U.O.B.B. August 1905, S. 74.
- 8 O. A., Das Lehrlingsheim in Pankow. In: Allgemeine Zeitung des Judentums, Nr. 43, 25. 10. 1895, S. 509.
- 9 Das Jüdische Volksheim Berlin – Erster Bericht – Mai/Dezember 1916. CAHJP, D/Be4/338, S. 5 u. 20.
- 10 Sharon Gillerman, Germans into Jews. Remaking the Jewish Social Body in the Weimar Republic. Stanford 2009.

 Bundesministerium  
Bildung, Wissenschaft  
und Forschung

 **erinnern.at**  
NATIONALSOZIALISMUS UND HOLOCAUST:  
GEDÄCHTNIS UND GEGENWART

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

## Holocaust Education Institut

Die Aufrechterhaltung einer aktiven Erinnerungskultur sowie die Unterstützung von jüdischem Leben und jüdischer Kultur in Österreich sind dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (BMBWF) zentrale Anliegen.

Mit dem Holocaust Education Institut [erinnern.at](http://www.erinnern.at) (www.erinnern.at) setzt das BMBWF seit 20 Jahren sowohl national als auch international wesentliche Akzente in der Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust und in der Prävention von Antisemitismus und Rassismus im Bildungswesen.

# Wohlfahrt und

## Die Tätigkeit des „Hilfsvereins der

Christoph Jahr

*Lehrerkollegium und Schüler des Lehrerseminars in Jerusalem. Entnommen aus: 3. Geschäftsbericht des Hilfsvereins für 1904. Berlin 1905, S. 45*



Der „Hilfsverein der deutschen Juden“, 1901 in Berlin gegründet, war mit bis zu 27.000 Mitgliedern in 320 Ortsverbänden die nach dem „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ größte Organisation der deutschen Juden. Er hatte drei miteinander verwobene Tätigkeitsfelder. Zum ersten managte er die jüdische Migration aus Osteuropa nach Übersee, vor allem in die USA. Zum zweiten leistete er Soforthilfe für von Pogromen heimgesuchte jüdische Gemeinden und versuchte, aufklärerisch gegen den Antisemitismus zu wirken. Zum dritten, und darum wird es im Folgenden aus-

schließlich gehen, baute er ein umfangreiches Wohltätigkeitswerk im Osmanischen Reich (sowie im Zarreich und auf dem Balkan) auf.<sup>1</sup>

### Wohlfahrt

Der „Hilfsverein“ betreute oder betrieb bis zu 50 Schulen und ähnliche Bildungseinrichtungen mit etwa 6.500 Schülerinnen und Schülern.<sup>2</sup> Dazu zählten 13 Kindergärten, sechs Knabenschulen, vier gemischte Knaben- und Mädchenschulen, vier Religions- und Talmud-Thora-Schulen, zwei Kolonie-Schulen, zwei

# Weltpolitik

## deutschen Juden in Palästina“ (1901–1920)



*Kindergarten in Jaffa. Entnommen aus: 2. Geschäftsbericht des Hilfsvereins für 1903. Berlin 1904, S. 47*

Abend-Fortbildungsschulen, je eine Haushaltungsschule, Handwerkerschule, Mittelschule und Handelsrealschule. Hinzu kamen ein Lehrerseminar, ein Kindergärtnerinnenkurs, zwei Mädchenheime und neun sonstige Anstalten. Den Schwerpunkt bildete Palästina mit über 3.000 Schülerinnen und Schülern in 28 Einrichtungen, von denen sich allein 14 in Jerusalem befanden.

Das Schulwerk in Palästina wurde von Ephraim Cohen-Reiss betreut. Der „Hilfsverein“ führte dabei die Bildungsarbeit anderer philanthropischer Stiftungen fort, so etwa die der 1870 unter der Ägide der „Alliance

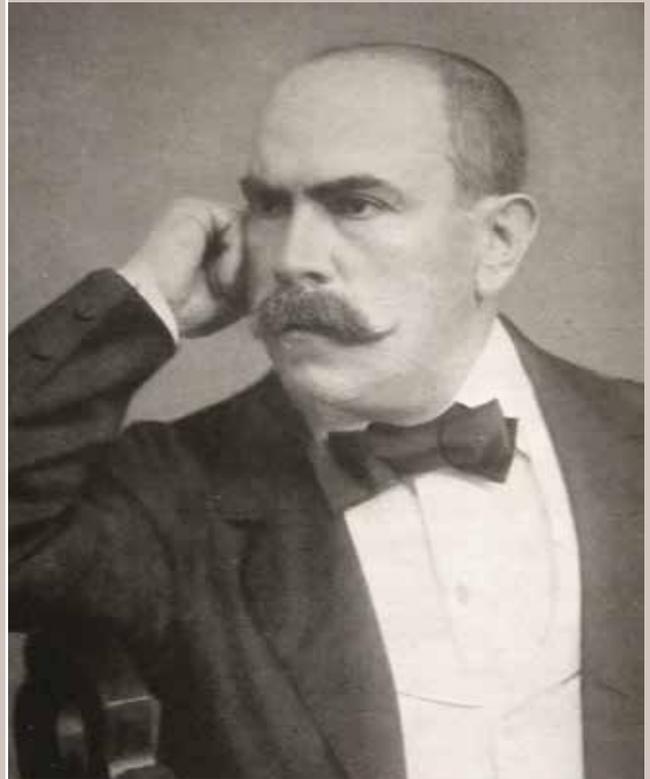
Israélite Universelle“ gegründeten landwirtschaftlichen Schule „Mikwe Israel“ südöstlich von Jaffa. Am 1. Oktober 1910 übernahm der „Hilfsverein“ die 1856 gegründete und seit 1903 in einem neu errichteten und bis heute bestehenden Schulgebäude untergebrachte österreichische Lämél-Schule in Jerusalem, deren Leiter Cohen-Reiss hauptamtlich war.

Die Lehrpläne der Hilfsvereins-Schulen waren zwar am deutschen Vorbild orientiert, wurden aber an die Bedingungen der Levante angepasst und verfolgten teilweise auch reformpädagogische Ansätze, die dadurch in das Gebiet des späteren Israel importiert



Links: Ephraim Cohn-Reiss © commons.wikimedia.org/wiki/File:Ephraim\_Cohn-Reiss.jpg

Rechts: Paul Nathan 1897. Entnommen aus: Ernst Feder, Paul Nathan. Politik und Humanität. Ein Lebensbild. Berlin 1929, nach S. 64



wurden. Immerhin 30–40 Prozent des Unterrichts erfolgten auf Hebräisch. Dadurch war das Schulwerk des „Hilfsvereins“ in Hinblick auf die zionistischen Bestrebungen anschlussfähig, was nicht einer gewissen Ironie entbehrt, da dieser selbst strikt antizionistisch ausgerichtet war.

Finanziell stand das weitverzweigte Hilfswerk in Palästina nicht an erster Stelle der Hilfsvereins-Aktivitäten. Die Höhe der zur Verfügung stehenden Mittel schwankte beträchtlich. 1913 beispielsweise konnte fast eine Million Mark eingesetzt werden, in den Jahren davor waren es jeweils rund 500.000. In den ersten zehn Jahren seines Bestehens hatte der „Hilfsverein“ fast 5,8 Millionen Mark an Eigenmitteln zur Verfügung, wovon 80 Prozent in die Betreuung der Überseeauswanderer flossen, der Rest in das Schulwerk.

Zwischen 1901 und 1918 nahm der Verein insgesamt über 47 Millionen Mark ein (neben den Mitgliedsbeiträgen und Stiftungsgeldern waren das vor allem die Erträge von Sammlungen), das entspräche heute fast 400 Millionen Euro.<sup>3</sup>

Im Ersten Weltkrieg galt es, die durch den Krieg weiter verschärfte Armut in Palästina zu lindern. Die langsamen Auflösungserscheinungen der osmanischen Herrschaft hatten weitreichende Folgen für die Zivilbevölkerung, denn der auswärtige Handel brach weitgehend zusammen, ausländische Unterstützungszahlungen erreichten die jüdischen Gemeinden oft nicht mehr, Einberufungen beraubten die Familien ihrer Hauptnährer. Ein bereits im April 1915 ins Leben gerufener Hilfsfonds unter der Leitung von Cohen-Reiss versuchte Abhilfe zu schaffen, etwa durch die Einrichtung von drei Suppenküchen allein in Jerusalem oder durch die Gewährung von Krediten für Bedürftige. 1915 wurden insgesamt 140.000 Francs an Hilfsgeldern für die Juden Palästinas verwendet. Mitte 1916 begab sich der Generalsekretär des „Hilfsvereins“, Bernhard Kahn, sogar auf eine geheime Mission in die Niederlande, wo er Devisen für den Weiterbetrieb der Schu-

len im Osmanischen Reich erwarb. Noch Ende April 1918 konnte der „Hilfsverein“ über das neutrale Spanien Geld nach Palästina transferieren.

In dieser Krisensituation gerieten die jüdischen Gemeinden Palästinas in existentielle Gefahr. Im Mai 1917 wies Paul Nathan, Geschäftsführer des „Hilfsvereins“, auf die konkrete Bedrohung der jüdischen Bevölkerung Palästinas hin, die *in entlegeneren Gebieten das Schicksal der Armenier ereilen könnte*.<sup>4</sup>

Zwar kam es zu einzelnen Vertreibungen, vor allem in Jaffa, doch die große Katastrophe blieb den Juden des Osmanischen Reiches erspart, wofür die Aufklärungsarbeit des „Hilfsvereins“ einen wichtigen Beitrag leistete.<sup>5</sup> Mit dem Ende der osmanischen Herrschaft und dem Beginn der britischen Mandats Herrschaft verlor der „Hilfsverein“ alle Handlungsmöglichkeiten in Palästina. Was er gesät hatte, ernteten andere.

## Weltpolitik

Die Wohltätigkeit und Philanthropie des „Hilfsvereins“, wie aller anderen in diesem Bereich tätigen Organisationen, fand nicht im luftleeren Raum statt.<sup>6</sup> Adolphe Crémieux, Gründungspräsident der „Alliance Israélite Universelle“, steht exemplarisch für das neue Konzept, mit dem die jüdischen Gemeinden Mittel- und Westeuropas der Judenfeindschaft ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entgegentraten. Sie wirkten nicht mehr nur hinter den Kulissen, sondern durch die Mobilisierung der Öffentlichkeit in Europa und den USA auf offener Bühne. Die „Zedaka“ wurde nicht länger nur lokal, sondern nationsübergreifend und global verstanden – und auch nicht mehr primär als die Erfüllung einer religiösen Pflicht, sondern als Teil der „Zivilisierungsmission“ im liberalen, zunehmend allerdings auch im imperialistischen Geist.<sup>7</sup>

Die „Alliance“ hatte seit ihrer Gründung die Führungsrolle bei der jüdischen humanitären Hilfe im Orient inne. Ihre Mitgliederzahl wuchs von 850 im Mai 1861 auf über 13.000 bis 1870 und gar über 24.000 Mitglieder bis 1881 an.<sup>8</sup> Von den 345 Lokalkomitees bestanden jedoch nur 55 in Frankreich, dagegen 114 in Deutschland, 15 im Habsburgerreich, 35 in Rumänien und viele weitere in ganz Europa, Nordafrika, im Osmanischen Reich sowie in Nord- und Südamerika. Entsprechend stammte auch die Hälfte aller Mitglieder aus Deutschland, nur jedes vierte aus Frankreich. Dennoch war diese Organisation sprachlich und kulturell stark französisch geprägt. Auch in der Außenwahrneh-

mung galt die „Alliance“ daher vor allem als Exponentin Frankreichs und französischer Interessen.

Die Gründung der Londoner „Anglo-Jewish Association“ 1871 sowie der „Israelitischen Allianz zu Wien“ 1872 ist zunächst in diesem innerjüdischen Kontext als Emanzipation von der französischen Vormachtstellung zu sehen. Die Strukturen und Ziele dieser Vereine ähnelten einander in vieler Hinsicht: Sie brachten humanitäre Hilfe, doch zugleich exportierten sie westeuropäische Vorstellungen von Bildung, Zivilisation und Fortschritt sowie ihre Sprache. Dadurch erleichterten sie ihren jeweiligen Regierungen die friedliche Durchdringung außereuropäischer Gebiete und waren unauflöslich mit der Außenpolitik ihres Landes verknüpft.

Das galt ebenso für den mit dreißig Jahren Verspätung gegründeten „Hilfsverein der deutschen Juden“. Deren wichtigste Führungsperson war Paul Nathan (1857–1927), der sich bereits als liberaler Journalist und Publizist einen Namen gemacht und viele weltweite Kontakte aufgebaut hatte, darunter zu Lucien Wolf in London und Jacob H. Schiff in New York. Im



**EVN**

**AKW  
Zwentendorf  
als Event-  
Location**

**Das Atomkraftwerk –  
ein einzigartiger  
Veranstaltungsort,  
der alles bietet ...**

T 02236 200-0, [info@evn.at](mailto:info@evn.at), [akw@zwentendorf.com](mailto:akw@zwentendorf.com)

ersten Geschäftsbericht des „Hilfsvereins“ betonte er, dass man, wie die drei Schwesterorganisationen, *in bestem Einvernehmen miteinander die gleichen humanitären Ziele* verfolge und *keineswegs eine feindliche Spitze gegen die ausländischen Vereinigungen*<sup>9</sup> habe.

Das ist allerdings nicht die ganze Geschichte, denn die Entstehung des „Hilfsvereins“ stand in engem zeitlichen Zusammenhang mit den deutschen „weltpolitischen“ Ambitionen und mit der berühmten „Orientreise“ Kaiser Wilhelms II., auf der dieser kurz- und folgenlos – mit Theodor Herzl zusammentraf. Nachdem Nathan auf einer längeren Reise durch das Osmanische Reich die vielen existentiellen Nöte der dort lebenden Juden mit eigenen Augen gesehen hatte, schlug er über einen Mittelsmann dem Auswärtigen Amt Ende September 1898 die Errichtung eines „Deut-

sprechen, könne man ihnen *die Antheilnahme an dem geistigen und wirtschaftlichen Leben Europas durch einen guten Unterricht in der deutschen Sprache [...] erschließen*. Durch in Deutschland ausgebildete Lehrer würden *der deutschen Sprache und deutscher Gesinnung in jenen Ländern neue Stützpunkte gewonnen werden* und auch wirtschaftlich würden sie sich dann an Deutschland orientieren. Humanitäres Handeln und deutsche Interessenpolitik sollten Hand in Hand gehen.

## Reale Nützlichkeiten – humane Bestrebungen

Das Auswärtige Amt reagierte zunächst hinhaltend. Es dauerte fast zwei Jahre, ehe Bewegung in die Sache kam. Dafür scheint ein Bericht des deutschen Konsuls



Links: Edler von Lämel-Schule in Jerusalem. Entnommen aus: 10. Geschäftsbericht des Hilfsvereins für 1911. Berlin 1912, S. 83

Rechts: Das Grundstück des Technikum-Hauptgebäudes in Haifa (1908). Entnommen aus: 7. Geschäftsbericht des Hilfsvereins für 1908. Berlin 1909, nach S. 64

schen Schulvereins für die Juden des Orients“ vor<sup>10</sup> und bat um offizielle Unterstützung des Ministeriums. Dass die *Kultur unter den Juden in den barbarischen und halbbarbarischen Ländern* zur Zeit allein von der „Alliance Israélite Universelle“ gefördert werde, werde seit der Reichseinigung 1870 von den deutschen Juden *als eine Anomalie empfunden*. Das sei umso mehr der Fall, so Nathan, als zunehmend russisch-polnische Juden vor den Pogromen nach Palästina fliehen würden, und da diese *bereits ein verdorbenes Deutsch*, also Jiddisch,

in Jerusalem, Friedrich Rosen, verantwortlich gewesen zu sein, der bekräftigte, dass eine deutsche Schule bei den aschkenasischen Juden Palästinas *einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommen würde*, weil bis auf die „Lämel-Schule“ überall die „Alliance“ das Sagen habe. Unmittelbare politische Vorteile für Deutschland erwartete Rosen allerdings nicht von der stärkeren Orientierung der Juden Palästinas an Deutschland, weil diese, bis auf die wenigen Zionisten, ganz und gar für ihre Religion lebten. Adolf Marschall von Bieber-

stein, der in Abkehr von der unter Bismarck verfolgten defensiven Orientpolitik ein aktives Auftreten Deutschlands befürwortete, kam zu dem Schluss, dass er es *im Interesse des Ansehens der deutschen Sprache und der Ausbreitung des deutschen Handels für erwünscht halten möchte, wenn dem angeregten Gedanken in vorsichtiger Weise nähergetreten würde.*<sup>11</sup> Nathans Hartnäckigkeit hatte sich ausgezahlt, doch er war sich im Klaren darüber, *dass humanitäre Erwägungen nicht der entscheidende Grund für diese Auskunft gewesen sind. In der Politik spielt die reale Nützlichkeit die überwiegende Rolle; aber wenn die Nützlichkeit mit humanitären Bestrebungen zusammenfällt, um so besser.*<sup>12</sup>

Die Unterstützung des Auswärtigen Amtes war freilich nicht kostenlos. Es war ein Geschäft auf Gegenseitigkeit, bei dem beide Seiten in Kauf nahmen, die Ziele

Für die ab 1908 im Aufbau befindliche Technische Hochschule (das heutige Technion) beispielsweise waren nicht nur zwei Standorte in Palästina – Haifa und Jerusalem – sondern auch mehrere in anderen Regionen erwogen worden: Beirut, Smyrna, Saloniki und Konstantinopel. Aus der Sicht Paul Nathans waren es vor allem infrastrukturelle Gründe, die für die Stadt am Karmel sprachen: der bereits bestehende Hafen, der Anschluss an die Hedschasbahn, deren erstes Teilstück 1904 eröffnet worden war, sowie die niedrigen Grundstückspreise in Haifa. Dennoch ließ sich das Spannungsverhältnis der Aufbauarbeit des „Hilfsvereins“ nicht auflösen. Einerseits sollte das Technikum allen Landesbewohnern zu Gute kommen, andererseits kam der Geschäftsbericht des „Hilfsvereins“ 1908 nicht umhin zu betonen, dass *diese jüdische Schöpfung*



des anderen zu unterstützen, auch wenn man sie nicht teilte. Subjektiv war es nicht Nathans Ziel, außenpolitischen Expansionsphantasien zu dienen, objektiv aber tat er es, um seine humanitären Bestrebungen zu fördern. Und das Auswärtige Amt nahm in Kauf, dass durch die Tätigkeit des „Hilfsvereins“ und die Förderung der jüdischen Gemeinschaft die Beziehungen zur Hohen Pforte gewissen Belastungen ausgesetzt wurden. Gerade den Empfindlichkeiten der Osmanischen Regierung musste immer wieder Rechnung getragen werden.

*als ideeller Mittelpunkt Haifas zu betrachten ist.*<sup>13</sup> Insofern ist Simon Dubnows Behauptung, dass der „Hilfsverein“ sich der Orientpolitik der deutschen Regierung verschrieben habe, deren Ziel es gewesen sei, *gleichzeitig mit der wirtschaftlichen Erschließung Vorderasiens durch die im Bau befindliche Bagdadbahn auch den kulturellen Einfluß Deutschlands zur Geltung zu bringen,*<sup>14</sup> nicht unzutreffend. Doch ein Kernstück der deutschen Orientpolitik war das Bildungswesen des „Hilfsvereins“ nicht. Das Auswärtige Amt ließ ihn ge-

Curriculum des Lehrerseminars zu Jerusalem.  
Entnommen aus: 3. Geschäftsbericht des  
Hilfsvereins für 1904. Berlin 1905, S. 46

währen, aber die guten Beziehungen zur Hohen Pforte waren, erst recht seit 1914, allen anderen Erwägungen übergeordnet.

### Sprachenstreit

Vor Ort war es unumgänglich, dass die verschiedenen innerjüdischen Strömungen zusammenwirkten. Das funktionierte lange Zeit recht gut und wurde erst problematisch, als sich der Aufbau des Technikums in Haifa, die Kurt Blumenfeld im April 1914 noch als *eine ziemlich elende und schläfrige Stadt* erlebte, seinem Abschluss näherte.<sup>15</sup> Als Ende Oktober 1913 das Kuratorium des Trägervereins „Jüdisches Institut für technische Erziehung in Palästina“ beschloss, den Unterricht hauptsächlich auf Deutsch abzuhalten, zerbrach diese temporäre Koalition am „Sprachenstreit“, der die jüdischen Gemeinschaften in Palästina, aber auch in Europa und den USA tief aufwühlte. Besonders pikant war es, dass der Konflikt in den Monaten vor dem Ersten Weltkrieg eskalierte und nach Beginn der Feindseligkeiten zwar noch die Vertreter der amerikanischen Geldgeber an den Kuratoriumssitzungen teilnehmen konnten, nicht aber die der russischen und britischen. Mit dem Aufkauf des Technikums durch den „Hilfsverein“ im März 1915 war der Weltkrieg endgültig in der philanthropischen Arbeit in Palästina angekommen. Mit Beginn der britischen Mandats Herrschaft verlor der „Hilfsverein“ dann vollständig die Kontrolle über alle seine Bildungs- und Wohlfahrtseinrichtungen.

Und wo bleibt die „Zedaka“? Immerhin lautete die Telegraphenadresse der Geschäftsstelle des „Hilfsvereins“ in Berlin-Tiergarten programmatisch so. Im ersten Geschäftsbericht wird zwar das Motto der „Alliance Israélite Universelle“ zitiert, dass *ganz Israel für einander einstehen* solle, eine ausdrückliche Berufung auf die Zedaka fehlte aber. Das ist auch insofern keine Überraschung, als Paul Nathan einmal bekannte, er sei *eigentlich ohne Tradition: Für die Juden habe ich*

-- 46 --

IV. Für die unterste Seminarsklasse sind in erster Reihe solche Bglinge der Sämel-Schule in Aussicht genommen, welche die Vorbereitung zum Eintritt in ein deutsches Lehrerseminar bereits erhalten haben, während die Präparandenklasse Schülern mit verschiedenartiger Vorbildung eine einheitliche Grundlage für den Unterricht im Lehrerseminar, und die Möglichkeit zum Eintritt in dasselbe geben soll.

V. Der Unterrichtsplan für das Schuljahr 1904/1905 würde sich wie folgt gestalten:

	Präpar.-Klasse	III. Sem.-Kl.
Religion (Talmud und Rabbinische Schriften)	3	3
Pädagogik (allgemeine Unterrichtstheorie, Psychologie und Pödagogik)	—	3
Hebräisch (Sprache und Literatur, Bibel und Exegese)	5	5
Deutsch (Sprache und Literatur)	3	3
Arabisch	4	3
Geschichte	2	2
Jüdische Geschichte	1	1
Mathematik, Rechnen, Raumlehre	4	3
Naturkunde (Naturbeschreibung, Physik, Chemie, Mineralogie)	3	3
Geographie	2	2
Zeichnen (beide Klassen kombiniert)	—	2
Türken	—	2
Musik (Gesang)	—	—
Schreiben	2	—
	<u>37</u>	<u>36</u>

VI. Unterrichtsplan für die II. Seminarsklasse:

Religion (Talmud und Rabbinische Schriften)	3
Pädagogik	3
Vertrautmachung und Vortragsübungen	(4) in der Stundenzahl der einzelnen Fächer mitenthalten.
Hebräisch (Sprache u. Literatur, Bibel u. Kommentar)	5
Deutsch (Sprache und Literatur)	5
Arabisch	3
Geschichte (Weltgeschichte, Jüdische Geschichte)	2
Mathematik	3
Naturkunde	3
Geographie	2
Rechnen	2
Türken	2
Musik	2
	<u>35</u>

VII. Unterrichtsplan für die I. Seminarsklasse:

Religion (Talmudische Literatur)	2
Pädagogik	2
Vertrautmachung und Vortragsübungen	4
Unterrichten in der Schule	(5) in dem Stundenplan der Schule mitenthalten.
Hebräisch	3 hiervon 1 Methodik.
Deutsch	3 " 1 "
Arabisch	2 " " "
Geschichte (Weltgeschichte, Jüdische Geschichte)	2
Mathematik	2 " 1 "
Naturkunde	2 " 1 "
Geographie	1 Methodik.
Zeichnen	1
Türken	2 (1 hiervon 1 Methodik und 1 mit Seminarskl. II komb.)
Musik	2 hiervon 1 mit Seminarskl. II.
	<u>26 (33)</u>

Die Errichtung eines speziellen Kurses für landwirtschaftlichen Unterricht und Türkisch ist in Aussicht zu nehmen. Der Unterricht im Türkischen wird von der türkischen Regierung verlangt.

*mich erst als Erwachsener interessiert, als ich sah, daß sie verfolgt werden.*<sup>16</sup> Dennoch sind die religiösen Ursprünge im Werk des „Hilfsvereins“ unübersehbar. Wenn man die Zedaka nicht als Mildtätigkeit oder Almosen Geben begreift, sondern als ein Gebot zum Schutze der Benachteiligten, als einen ursprünglich eher mit Gerechtigkeit zu übersetzenden Begriff, dann passt das gut zu Nathan, der sich die *Überwindung der Armut durch Bildung* zum Motto gemacht hatte.<sup>17</sup> Insofern ist die Wohltätigkeit des „Hilfsvereins“ ein Musterbeispiel dafür, wie ursprünglich religiös begründete Traditionen in säkulare Kontexte überführt wurden – und doch stets an ihren Ursprung rückgebunden blieben.

## Anmerkungen

- 1 Dieser Aufsatz basiert auf Christoph Jahr, Paul Nathan. Publizist, Politiker und Philanthrop, 1857–1927. Göttingen 2018, bes. S. 183–207; dort auch die weiterführende Literatur.
- 2 Dazu Edmund Burkard, Überwindung von Armut durch Bildung. Das Schul- und Bildungswerk des Hilfsvereins der Deutschen Juden (1901–1937/1938). Phil. Diss. Universität Siegen 2016, S. 27–137.
- 3 David Hamann, Migration organisieren – Paul Nathan und der Hilfsverein der deutschen Juden (1881–1914/18). In: Kalonymos 19/2 (2016), S. 6–10, hier S. 5; 10. Geschäftsbericht des Hilfsvereins (1911). Berlin 1912, S. 10.
- 4 Nathan an Auswärtiges Amt, Göppert, 22. S. 1917, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PAAA), R 14137, K178833-34, Zitat 33.
- 5 Isaiah Friedman, Germany, Turkey, and Zionism 1897–1918. Oxford 1977, S. 347–373; Ders., German Intervention on Behalf of the Yishuv, 1917. In: Jewish Social Studies 23 (1971), S. 23–43.
- 6 Vgl. Lisa Moses Leff, Sacred bonds of solidarity. The Rise of Jewish Internationalism in Nineteenth-Century France. Stanford/CA 2006, S. 1–5.
- 7 Vgl. Eli Bar-Chen, Weder Asiaten noch Orientalen. Internationale jüdische Organisationen und die Europäisierung „rückständiger“ Juden. Würzburg 2005.
- 8 Leff, Sacred bonds (wie Anm. 6), S. 164–167.
- 9 1. Geschäftsbericht des Hilfsvereins (1901–1902). Berlin 1903, S. 6.
- 10 Nathan an Von Huhn, 21. 9. 1898, PAAA, R 14125, K175925-27, alle Zitate K175925-26. Der ganze Vorgang auch bei Zeev W. Sadmon, Die Gründung des Technions in Haifa im Lichte deutscher Politik, 1907–1920. München 1994, S. 50–52.
- 11 Marschall von Bieberstein an Reichskanzler Hohenlohe-Schillingsfürst, 30. 8. 1900, PAAA, R 14125, K176006-13.
- 12 Ebda, Bl. 14–15.
- 13 7. Geschäftsbericht des Hilfsvereins (1907). Berlin 1908, S. 62, Zitat S. 68.
- 14 Simon Dubnow, Die neueste Weltgeschichte des jüdischen Volkes, Bd. 10: Das Zeitalter der zweiten Reaktion (1880–1914). Nebst Epilog (1914–1928). Berlin 1929, S. 415.
- 15 Kurt Blumenfeld, Erlebte Judenfrage. Ein Vierteljahrhundert deutscher Zionismus. Hg. u. m. e. Einführung vers. v. Hans Tramer. Stuttgart 1962, S. 111; zum Sprachenstreit siehe Sadmon, Die Gründung (wie Anm. 10), S. 165–202.
- 16 Friedrich Stampfer, Statt eines Nachrufs. In: CV-Zeitung 6/15, 14. 4. 1927, S. 202.
- 17 Zedaka – Das Leitbild der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWSt), 2011, S. 1: <https://docplayer.org/18731922-Zedaka-das-leitbild-der-zentralwohlfahrtsstelle-der-juden-in-deutschland-zwst.html> (12. S. 2020); vgl. Burkard (wie Anm. 2), S. 276.

# Für unbeschwerte und sichere Urlaubstage

## auslandsservice.at

Damit wir Sie im Krisenfall erreichen können.



### Scannen & loslegen

Informieren Sie sich noch heute über Ihr nächstes Reiseziel.

**Auslandsservice-App**

**Jetzt gratis downloaden!**



ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

 **Bundesministerium**  
Europäische und internationale  
Angelegenheiten

Informationen zur Ihrem Reiseziel und aktuelle Reisehinweise finden Sie online und in der Auslandsservice-App. Nützen Sie auch die gratis Reise-registrierung, um im Krisenfall informiert zu bleiben.

Bitte beachten Sie: Die Reiseregistrierung ersetzt nicht die Eigenverantwortung! Bei Notfällen im Ausland sind wir jederzeit unter +43-1-90115-4411 für Sie erreichbar.

# „Feinste Chokolade, unter

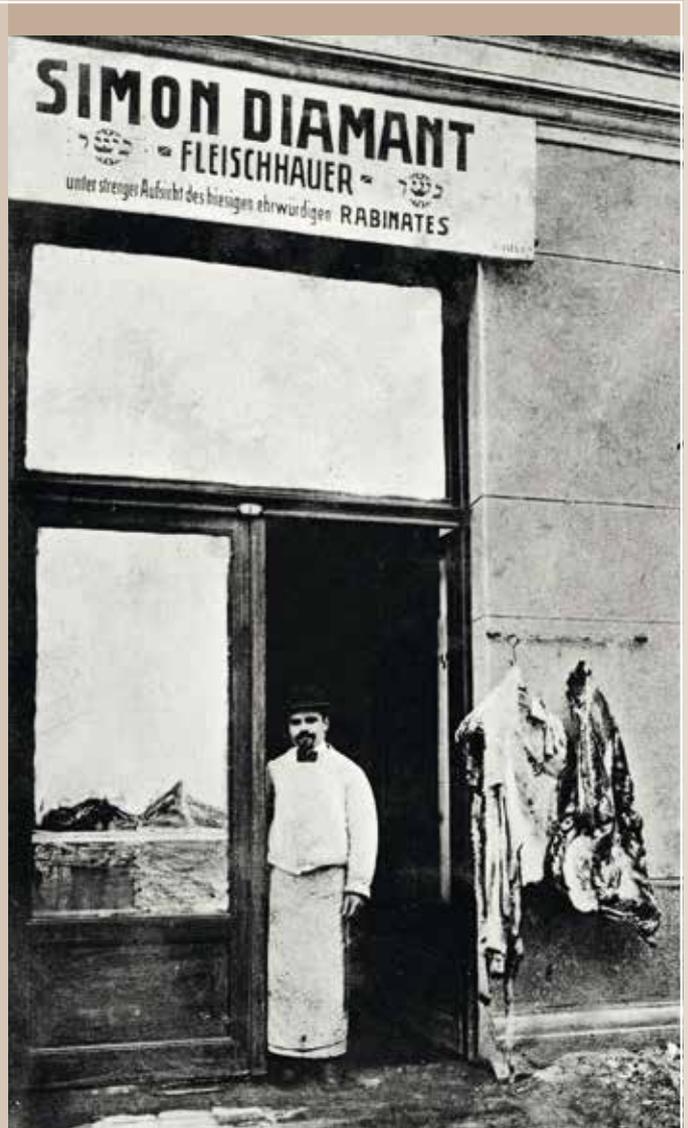
## Koschere Neuigkeiten

Christoph Lind

Das 19. Jahrhundert mit seinen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Neuerungen veränderte das Leben der Menschen wie kaum eine Epoche zuvor. Sich dieses Umstands bewusst, druckte die Wiener jüdische Wochenzeitung „Die Neuzeit“ bereits im Jänner 1887 folgende Zeilen ab: *Noch vierzehn Jahre und – das neunzehnte Jahrhundert ist zu Ende! Es ist dies eines der größten Jahrhunderte in der Geschichte der Menschheit! In ihm wurden Entdeckungen und Erfindungen gemacht, welche allen Klassen der menschlichen Gesellschaft zu Statten kamen, die Wohlfahrt vermehrten, die Arbeit erleichterten, den Verkehr, das Zusammenwirken, die Verbindung, den materiellen und geistigen Austausch der Nationen förderten.*<sup>1</sup> Die hier angesprochenen Innovationen, die die industrielle (Massen-) Produktion von Dingen und Lebensmitteln sowie der globale und regionale Güterverkehr mit sich brachten, fanden auch Eingang in koschere Lebensweisen. Die neue Warenwelt, essbar und nicht essbar, spiegelte sich auch in der jüdischen Presse wider, in der sie – auch dies eine Novität – inseriert und beworben wurde.<sup>2</sup>

### Werbung

In den Wochen vor Pessach schalteten beispielsweise viele Kaufleute Anzeigen für den Erwerb neuen Geschirrs aus Massenproduktion, da Behälter und Gegenstände, die das übrige Jahr hindurch Verwendung fanden, nicht benutzt werden dürfen. Sie müssen zuvor „gekaschert“, also rituell gereinigt werden. Da dies,



# ritueller Aufsicht erzeugt“

aus dem Wien der Kaiserzeit

Linke Seite: Simon Diamant, Fleischhauer, unter strenger Aufsicht des hiesigen ehrwürdigen Rabinates: Koschere Metzgerei um 1900 in Wien XIX, Reithlegasse 14 © Alamy

Werbetafel für Kunerol, ein Produkt der Firma Kuner in Atzgersdorf bei Wien. Reines Kokosfett, unter strenger ritueller Aufsicht hergestellt, als Ersatz für Butter- und Gäneschmalz zum Kochen, Braten und Backen © dorotheum.com



ernst genommen, ein komplizierter und aufwendiger Prozess ist, zogen (und ziehen) es viele jüdische Haushalte vor, sich spezielles Pessach-Geschirr zuzulegen.<sup>3</sup> Dieser Markt wurde auch von Nichtjuden bedient. Prominent ist hier der Arzt und Chemiker Adolf Martin Pleischl zu nennen, der 1836 ein Verfahren zur Herstellung von Email entwickelt hatte, das ohne Blei als giftigen Zusatzstoff auskam.<sup>4</sup> Das in seiner Fabrik produzierte Kochgeschirr trug durch seine gute Qualität und den niedrigen Preis wesentlich zur Verbreitung von Emailwaren in Österreich bei – auch in *israelitischen Haushaltungen*, wie er anlässlich der bevorstehen-

den Osterfeiertage 1863 in der „Neuzeit“ inserieren ließ.<sup>5</sup> Die Bezeichnung „Ostern“ für Pessach war damals auch bei Juden üblich. Pleischl präsentierte das Geschirr, wie dem Inserat zu entnehmen ist, auch auf internationalen Ausstellungen in London, München, Paris und New York, was ihm durch die neuen, schnelleren Verkehrsverbindungen (Eisenbahn und Dampfschiff) und Kommunikationsmöglichkeiten (Telegraph und später auch Telefon, verbesserter internationaler Postverkehr inklusive Versandhandel) des 19. Jahrhunderts möglich wurde. Der erleichterte Güterverkehr machte zudem die sogenannten „Kolonialwaren“,



Inserat für „Feinste Chokolade schel Pessach“ (für Pessach). Entnommen aus: Die Neuzeit, 11. 4. 1862, S. 179



„Zucker schel Pessach“. Inserat für „Colonial-Oster-Zucker“ für Pessach. Entnommen aus: Die Neuzeit, 14. 3. 1862, S. 131

darunter die Genussmittel Zucker, Kakao (Schokolade) und Kaffee, zu Massenprodukten, die ebenso koscher verfügbar gemacht wurden. Die Rohprodukte mussten dazu – wie alle anderen Lebensmittel auch – unter der Aufsicht eines Rabbiners oder eines fachkundigen „Maschgiach“, der für die Einhaltung der Speisevorschriften sorgte, verarbeitet werden. Das Endprodukt, frei von allem, was verboten war, erhielt dann einen Koscher-Stempel („Hechscher“), der für die Kundschaft

die rituelle Reinheit bestätigte. Dieser gewann gerade in der Groß- und Massenproduktion sowie in der Entkoppelung von Hersteller, Verkäufer und Konsument, welche die fortschreitende Arbeitsteilung und der wachsende Versandhandel<sup>6</sup> mit sich brachten, an zusätzlicher Bedeutung – und so trug sogar jede Flasche des Sodawassers, das in der „Berliner Mineralwasser-Fabrik von Dr. Bernhard & Co.“ in Wien-Leopoldstadt (Hofenedergasse 1) erzeugt wurde, *das Siegel des Rabbinats*.<sup>7</sup>

**Streng rituell ...**

wird Kunerol erzeugt, in modernen, appetitlich reinen Anlagen, die vom Publikum jederzeit besichtigt werden können. Kunerol ist garantiert reines, 100%iges Pflanzenfett. Seine besonderen Vorzüge sind: Großer Nährwert, leichte Verdaulichkeit und lange Haltbarkeit.

Kunerol wird unter ständiger Aufsicht des Herrn Bezirksrabbiners S. Ehrenfeld zu Mattersburg hergestellt.

**KUNEROL**  
 100% REINES KOKOSNUSSFETT

Inserat für „Kunerol“, 100% reines Kokosnussfett mit der Auszeichnung „koscher“. Entnommen aus: Die Wahrheit, 8. 4. 1932, S. 3

## Schokolade und Kaffee

Für Lebens- und Genussmittel, die einen komplexeren Herstellungsprozess verlangten, galt dies umso mehr, da hier die Gefahr einer Verunreinigung höher war. Dementsprechend stand auch die Produktion des *Colonial-Oster-Zuckers aus der Zuckerraffinerie der Gebrüder Klein in Wien unter Überwachung des hiesigen Rabbiners*, also von niemand geringerem als dem berühmten Isaak Noah Mannheimer. Mit dieser Garantie versehen war das Süßmittel *in allen größeren Specereihandlungen der Stadt erhältlich*.<sup>8</sup> Auch Leopold Kurz ließ seine *feinste Chokolade unter ritueller Aufsicht* erzeugen und bot sie in seinem Geschäft in der Innenstadt im Einzelhandel, aber auch *Kaufleuten und größeren Abnehmern* zum Verkauf an.<sup>9</sup> Kaffee, der ja aus Wien nicht wegzudenken ist, wurde ebenfalls unter Befolgung der Kaschrut verarbeitet. Die *alt renommierte Handlung „zum grünen Kranz“* in der Taborstraße 23 hatte ihn beispielsweise – übrigens gemeinsam mit koscherem Feigenkaffee – im Angebot und empfahl besonders den *täglich frischen dampfgebrannten Kaffee, davon die edelste Sorte, benamset [sic!] Melange Kaffee*.<sup>10</sup> Auch Kaffeehäuser servierten die Melange, den Einspänner oder die Schale Gold rituell unbedenklich – und natürlich mit koscherem Zucker und koscherer Milch.<sup>11</sup> Inserate wurden dementsprechend mit einem Hinweis auf rituelle Reinheit geschaltet, wie z. B. in einem Inserat von Herrn Waldmann in der „Neuzeit“: *Gefertigter zeigt hiermit einem verehrten P. T. Publikum ergebenst an, dass*

*in seinem Kaffeehause, in der Leopoldstadt, Eck der Ullrichgasse, an der Donau, bei der Ueberfuhr Nr. 1, für die Osterfeiertage Kaffee, Gefornes [sic!] und alle Gattungen Erfrischungen verabreicht werden. Derselbe wird alles aufbieten, um die geehrten Gäste durch billige und gute Bedienung zu befriedigen.*<sup>12</sup>

Das wohl exotischste Produkt unter den Kolonialwaren war die Kokosnuss, aus der sich Fett herstellen lässt. Für die koschere Küche, in der vor allem Pflanzenöl und Gänsefett Verwendung finden, war dies insofern von Bedeutung, als dadurch das rituell unbedenkliche und somit brauchbare Warenangebot erweitert werden konnte. In den 1880er Jahren bewarb deshalb die Mainzer Firma „Fett- und Oelhandlung Bondi Söhne“ auch in Wien ihre, natürlich unter rabbinischer Aufsicht (Dr. Lehmann<sup>13</sup>) hergestellte, „Cocosnuß-Butter (Cocosnuß-Fett)“.<sup>14</sup> In Österreich wurde Kokosfett unter anderem von der jüdischen Firma Kuner in Atzgersdorf bei Wien erzeugt. Sie war insbesondere für ihre Saucen und Mayonnaisen bekannt, heute ist sie ein Teil des Unilever-Konzerns.<sup>15</sup> Das Produkt – *garantiert reines Pflanzenfett, bester Ersatz für Butter- und Gänseschmalz, vorzüglich zum Kochen, Braten und Backen sowohl zu Milch- als auch zu*

*„Gesundheits-Kochgeschirr schel Pessach“.*  
Inserat von Adolf M. Pleischl. Entnommen aus: Die Neuzeit, 13. 2. 1863, S. 84

London 1851. München 1854. London 1862. Einzige Preismedaille. Paris 1855. (3 Medaillen.) New-York 1853.

נעזנדהייטם כאך נעשירר של פמה

**israelitische Haushaltungen**

empfiehlt der erachtetste Gefertigte zu den bevorstehenden Osterfeiertagen sein an allen Welt-Ausstellungen anerkannt und ausgezeichnetes k. k. y. Blei- und Zinnsen emailirtes

**Gesundheits-Koch-Geschirr**

aus Eisenblech mit verbessertem Email und dem Fabrikzeichen zu herabgesetzten Preisen.

deren Abzug durch die äußerlich anerkannte und erprobte Qualität und zufolge dessen überwundenen Konkurrenz. Derart zugeworren hat, daß es notwendig wurde, den Betrieb bedeutend zu erweitern, wobei der gehoramt Gefertigte seinen P. T. Abnehmern hiermit bekannt gibt, daß er Dispositionen getroffen hat, die ihn in den Stand legen, alle auch noch so großartigen Aufträge wie bisher sehr promptest zu effectuieren. In der Küche des k. k. Hinkelhauses sind **Geschirre seit 9 Jahren in Verwendung, ohne schadhalt geworden zu sein**, eine Thatsache, die alle Anpreisungen überflüssig macht. Diese Geschirre sind auch seit vielen Jahren im israelitischen Spital mit bestem Erfolg in Verwendung. Zu haben in den meisten soliden Handlungen Wien und der Provinzen, sowie in meinem Fabriklokale. **Beachtungswell empfiehlt sich Adolf M. Pleischl.** [ 6 ] Alferstraße 25 (neu) neben dem k. k. Hinkelhaufe.

(314)

*Fleischspeisen zu verwenden* – trug den klingenden Namen „Kunerol“. Seine Herstellung *unter strenger ritueller Aufsicht* garantierten Samuel Ehrenfeld und Mose Grünwald, zwei bekannte orthodoxe Rabbiner, die berühmte Jeschiwot in Mattersdorf (heute Burgenland) bzw. Huszt (heute Ukraine) leiteten.<sup>16</sup> Emailliertes Geschirr, Zucker, Kakao, Kaffee und die Kokosnuss – Innovationen und Produkte, die sich die koschere Welt in Kontakt mit der nicht-koscheren aneignete. Diese wenigen hier angeführten Beispiele zeigen die stets erforderliche Anpassung der Kaschrut an die Zeitläufe – oder umgekehrt.

### Anmerkungen

- 1 Die Neuzeit, 7. 1. 1887, S. 1.
- 2 Die Inserate sind wichtige Quellen zur Erforschung des koscheren Lebens in Wien. Seit Jänner 2019 läuft am Injoest das Forschungsprojekt „Koscher in Wien 1848–1918. Produktion und Konsum“, gefördert vom Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank.
- 3 Zum Kaschern siehe beispielsweise: [https://de.chabad.org/holidays/passover/pesach\\_cdo/aid/1474260/jewish/Gegenstnde-fr-Pessach-kaschern.htm](https://de.chabad.org/holidays/passover/pesach_cdo/aid/1474260/jewish/Gegenstnde-fr-Pessach-kaschern.htm) (11. 5. 2020).
- 4 [https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl\\_P/Pleischl\\_Adolf-Martin\\_1787\\_1867.xml](https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_P/Pleischl_Adolf-Martin_1787_1867.xml) (11. 5. 2020).
- 5 Die Neuzeit, 13. 2. 1863, S. 84. Pleischls bleifreies „Gesundheits-Koch-Geschirr“ kam laut Inserat übrigens auch im jüdischen Spital in Wien 9, Seegasse zum Einsatz.
- 6 So betrieb Moritz Lazar in Wien eine streng koschere Selchwaren-Fabrik, die ihre Produkte auch im Versand anbot: Die Wahrheit, 27. 3. 1914, S. 1.
- 7 Die Neuzeit, 27. 3. 1863, S. 159.
- 8 Die Neuzeit, 14. 3. 1862, S. 131.
- 9 Die Neuzeit, 11. 4. 1862, S. 179.
- 10 Die Neuzeit, 3. 4. 1863, S. 171.
- 11 Zur Versorgung Wiens mit koscherer Milch siehe Christoph Lind, Koscher im Krieg. Die Versorgung des jüdischen Wien mit ritueller Kost (1914–1918). In: Injoest (Hg.), Für Kaiser und Vaterland. Jüdische und nichtjüdische Erfahrungen im Ersten Weltkrieg. Juden in Mitteleuropa, Ausgabe 2017. S. 52–58, hier S. 53.
- 12 Die Neuzeit, 3. 4. 1863, S. 171.
- 13 Dabei handelt es sich sehr wahrscheinlich um Rabbiner Dr. Marcus Lehmann, Gründer und Herausgeber der Zeitschrift „Der Israelit“.
- 14 Die Neuzeit, 17. 9. 1886, S. 353f.
- 15 Firmengründer Emanuel Khuner starb im September 1888 und liegt auf dem jüdischen Teil des Wiener Zentralfriedhofs, 1. Tor, begraben; seine Todesanzeige in Neue Freie Presse, 22. 9. 1888, S. 13: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18880922&seite=13&zoom=33>; siehe auch <https://www.unilever.de/ueberuns/wer-wir-sind/unse-re-geschichte/unilever-oesterreich/> (7. 5. 2020).
- 16 Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, 28. 3. 1902, S. 220. Die beiden Ortschaften gehörten damals zum Königreich Ungarn. Mattersdorf, das heutige Mattersburg, liegt im Burgenland, Huszt (Chust) im äußersten Westen der Ukraine. Nach dem Tod von Ehrenfeld übernahm sein ebenfalls berühmter Sohn die „Kunerol-Aufsicht“. Er gründete nach seiner Emigration 1938 eine neue Jeschiwa in New York und war Mitbegründer von Kiryat Mattersdorf in Jerusalem.

# Vorarlberg:



Mit „Wie war Ihr Tag?“ fängt in Vorarlberg so manches Gespräch zwischen Gastgebern und Gästen an. Im äußersten Westen Österreichs, zwischen dem Bodensee und den Alpen, unterhält man sich gerne, gibt gerne Tipps. Aus Freude am Miteinander und weil es so viel zu empfehlen gibt. Aussichtsreiche Wanderwege und Mountainbikerouten, besondere Plätze in den Städten und Dörfern oder die überraschende Baukultur. Nirgendwo sonst im Alpenraum sieht man so viele herausragende zeitgenössische Gebäude, zumeist mit Holz erbaut. Ausgestattet sind sie von ebenso feinsinnigen Handwerkern. Ihrem Können begegnet man in Hotels, Ferienwohnungen und andernorts. Handwerker schaffen den perfekten Rahmen für Ausstellungen zeitgenössischer Künstler im Kunsthaus Bregenz oder wirken beim Gestalten der spektakulären Seebühne der Bregenzer Festspiele mit. Kleine, feine Konzerte, Lesungen und Theateraufführungen beleben den Sommer. So manches findet im Freien statt. Auf exquisitem Niveau verwöhnen kulinarische Handwerker. Regionale Köstlichkeiten, kreativ verfeinert, sind ihre bevorzugte Spezialität. Und ja, die Köche und Wirte erzählen natürlich gerne, woher sie Feines wie Käse, Fleisch, Gemüse und Milchprodukte beziehen.

# Begegnungsräume



## Vorarlberg Tourismus:

Poststraße 11, 6850 Dornbirn

Tel. + 43 (0)5572 377033-0

info@vorarlberg.travel

www.vorarlberg.travel

*Begegnung im Werkraumhaus Andelsbuch  
© Angela Lamprecht/Vorarlberg Tourismus*

*Rechts: Präparierter Huf des Pferdes von Guido Brunner (1893–1916), gefallen am 8. Juni 1916 in der Schlacht von Monte Fior © Foto: Dietmar Walser/Jüdisches Museum Hohenems, Archiv. Nachlass Carlo Alberto Brunner*



## Jüdisches Museum Hohenems

Eingerichtet in der 1864 erbauten Villa Heimann-Rosenthal spannt das Museum den Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Dauerausstellung thematisiert Vergangenheit und Gegenwart zwischen Migration und Heimat, Tradition und Veränderung. Das Museum bietet mehrsprachige Audioguides und eine Kinderausstellung für Kinder ab 6 Jahren. Im Museumscafé werden die Besucher mit jüdischem Hochzeitskuchen und Kaffee, Bagels und koscherem Wein verwöhnt.

## Öffnungszeiten Museum und Café

**Di–So und an Feiertagen 10.00–17.00 Uhr**

Jüdisches Museum Hohenems

Schweizer Straße 5, 6845 Hohenems

Telefon +43 (0) 5576 73989-0

office@jm-hohenems.at, www.jm-hohenems.at

## Öffentliche Führungen

Bitte entnehmen Sie die aktuellen Termine und Informationen der Website [www.jm-hohenems.at](http://www.jm-hohenems.at)

## Aktuelle Ausstellung

4. Oktober 2020 bis 3. Oktober 2021

### Die letzten Europäer

**Jüdische Perspektiven auf die Krisen einer Idee**

**Die Familie Brunner. Ein Nachlass**

75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist Europa von einer Wiederkehr des Nationalismus bedroht. Der Europäische Traum des „Nie wieder“ wird von Vielen in Frage gestellt. Das Jüdische Museum blickt noch einmal auf die „ersten Europäer“, auf jüdische Familien, deren Existenz davon geprägt war, nationale und kulturelle Grenzen zu überschreiten und europäische Ideen zu kommunizieren.

Die Hohenemser Familie Brunner wanderte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Triest aus, um an der rasanten Entwicklung der habsburgischen Mittelmeermetropole teilzunehmen. Die Familiensaga der Brunners wird zum Ausgangspunkt einer offenen Debatte über die Zukunft Europas, die wir ein Jahr lang – in Zusammenarbeit mit der Central European University – führen wollen.

# Mobile Dinge, Menschen

## Eine bewegte Geschichte Niederösterreichs

Martha Keil, Thomas Kühtreiber

Seit Februar 2019 und noch bis Jänner 2022 forscht, finanziert durch die FTI-Strategie des Landes Niederösterreich, unser Institut als Lead-Partner gemeinsam mit sechs weiteren niederösterreichischen Instituten und Einrichtungen an einem Grenzen und Epochen überschreitenden Thema: den Dingen, die gemeinsam mit Menschen und Ideen durch 7000 Jahre niederösterreichischer Geschichte „wandern“. Auch wenn zuweilen ideologisch gefärbte Meinungen anderes suggerieren wollen: Mobilität gehört zu den Grundkonstanten menschlichen Daseins und somit

aus historischer Sicht zu den wichtigsten individuellen wie gemeinschaftlichen Erfahrungsschätzen. Sesshaftigkeit und Unterwegssein waren oft zwei Existenzformen ein- und derselben Gruppe: Damit ein Teil der Gemeinschaft sesshaft sein konnte, musste ein anderer Teil auf Wanderschaft gehen. Die Gründe dafür waren und sind mannigfaltig und reichen von Nahrungsbeschaffung und Verbesserung der Lebensbedingungen bis zur durch Katastrophen und Gewalt bedingten Flucht, in unzähligen Ausformungen und unterschiedlich erlebten Abstufungen.

*Importstück der ungarischen Szakalhat-Gruppe Schletz  
© Landessammlungen Niederösterreich*



# und Ideen

## Ein Projekt unter der Leitung des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs

Mit menschlichem Ortswechsel, egal ob freiwillig oder erzwungen, geht die Mobilität von Dingen und Ideen einher und mit der Begegnung von Menschen treten auch Dinge in ein neues Beziehungsfeld: Die damit verbundene Begegnung mit dem „Fremden“ hatte und hat das Potenzial, das „Eigene“ zu verändern, sei es durch die Attraktivität des „Neuen“ und den damit verbundenen Wunsch der Aneignung, oder aber durch Ablehnung und Zurückweisung. In jedem Fall sind mobile Dinge, Menschen und Ideen zentrale Faktoren soziokultureller Veränderung. „Kultur“ als dynamische gesellschaftliche Kategorie und Grundlage gesellschaftlicher Identität wird erst durch das Bewusstmachen von Mobilität verständlich.

Unser interdisziplinäres Projektteam untersucht diese Dynamiken in insgesamt sechs Themenbereichen in Zeitschnitten aus über 7000 Jahren. Unsere Quellen sind einerseits Objekte aus den Landessammlungen Niederösterreich sowie anderer Sammlungen auf dem Gebiet des heutigen Niederösterreichs, andererseits aber auch mit Dingen in Zusammenhang stehende Bild- und Schriftquellen sowie autobiographische Zeugnisse. Den gemeinsamen Objektpool aller Themenbereiche bildet der „mobile Hausrat“ inklusive Kleidung. Er umfasst alle mobilen Objekte, die nicht unmittelbar zum menschlichen Körper einschließlich der Nahrung gehören und somit über Epochen, Kulturen und Räume hinweg Aussagen zum Verständnis von „Haushalt“ als soziokultureller Kategorie erlauben. Dies gilt sowohl für sesshafte wie mobile Menschen, wie beispielsweise Migrant/inn/en sowie Obdachlose. Das Projekt untersucht aber nicht nur die Mobilität von Dingen, sondern auch, wie Mobilität an Dingen



mobile  
dinge

sichtbar wird. Dafür werden nicht nur die Objekte selbst analysiert und viele erstmals und grundlegend erfasst und beschrieben. Uns interessieren auch die Bewegungen, Beziehungen und letztendlich die Welt-Bilder jener Individuen und Personengruppen, die den Raum Niederösterreich von der Jungsteinzeit bis in die Gegenwart gestalteten und veränderten. Somit werden auch für Niederösterreich Grundkonstanten der Gesellschaften sichtbar gemacht, die in Spannung zum Narrativ der Sesshaftigkeit und „Tradition“ stehen. Da das Land aus historischer Perspektive eine europäische Region mit besonders hoher Mobilität war und ist, eignet es sich auch im internationalen Kontext besonders gut als exemplarischer Raum.

### Gemeinsame Fragen zu vielfältigen Themen

Zum ersten widmet sich das Projekt der Frage, welche Kategorien von Mobilität sich aus Objekten erschließen lassen: Wanderten die Dinge mit ihren Besitzer/innen und auf welche Weise? Oder breiteten sich Dinge und mit diesen verbundene Konzepte ohne ihre

Eigentümer/innen aus – beispielsweise durch Tausch oder Handel? Wurden – im Rahmen und als Produkt des Kulturtransfers – „neue“ oder „fremde“ Dinge vor Ort geschaffen, die aber Ausdruck „gewanderter“ Ideen und Wissensbestände sind? Daraus ergibt sich eine zweite Frage, nämlich nach der Transformation, die durch Mobilität erzeugt wird. Mobilität verändert nicht nur die Beschaffenheit und das Aussehen von Dingen, sondern auch ihre Bedeutung, Zuschreibung und Bewertung durch ihre Benutzer/innen und Betrachter/innen. Untersucht wird also nicht nur die Mobilität von Dingen, sondern auch, wie Mobilität an Dingen sichtbar wird – meist wird sie erst durch biographische und andere Quellen erschließbar.

Um einen Eindruck von der großen Bandbreite an Zeiten, Orte und Themen unter der gemeinsamen Klammer der Fragestellungen zu mobilen Dingen zu geben, seien sie hier in der gebotenen Kürze angeführt: Der Themenbereich „Mobilität der ‚sesshaften‘ jungsteinzeitlichen Bauern: Analyse ausgewählter Haushalte des bandkeramischen Zentralorts von Schletz (VB Mistelbach)“ hinterfragt das plakative Sesshaftigkeits-Narrativ der (früh)bäuerlichen Lebensweise und untersucht, ob der Übergang von der Mittel- zur Jungsteinzeit eventuell weniger den Beginn der allgemeinen Sesshaftigkeit, sondern vielmehr die Ablöse zweier unterschiedlicher Mobilitätskonzepte darstellte. Dazu werden archäologische Funde der

Linearbandkeramischen Kultur (5500–4000 v. Chr.) aus dem Kontext ausgewählter Häuser der Siedlung von Schletz analysiert. Im Teilbereich „Religiöse ‚Wearables‘ als materielle Zeugen neuzeitlicher Mobilität (17./18. Jahrhundert) wird anhand religiöser Anhänger und Medaillen die Frage der Mobilität als Katalysator religiöser Strömungen und Ideen erforscht. Auch wenn die Objekte „lokal“ sind, können die damit verbundenen Ideen und Konzepte überaus mobil sein. Dies trifft auch für den Teilbereich „Bewegte Mode im nördlichen Niederösterreich“ zu, der Austausch- und Aneignungsprozesse im Bereich der ländlichen Bekleidungskultur untersucht und in Fallstudien beschreibt. Ein Aspekt von Tracht und Identität ist der Teilbereich „Koschere Lederhosen, jüdische Dirndl. Das Tragen von Tracht als Repräsentation der Zugehörigkeit?“ Diese Frage wird anhand von Bildquellen, Autobiographien und Erinnerungen sowie Interviews untersucht. Damit zeitlich und thematisch zusammenhängend widmet sich der Teilbereich „Nach dem ‚Anschluss‘ in Niederösterreich: ‚Arisierte‘ Dinge und ‚Dinge des Exils‘“ den Veränderungen sowohl für die Beraubten als aber auch für die „Arisierte“: sozialer Abstieg bzw. Aufstieg, Zweckentfremdung, Rückstellung und Erinnerung sind einige Aspekte dieses Themas.

In die Gegenwart greift der Teilbereich „(Nicht) im Gepäck? Über mitgebrachte, zurückgelassene und neu





Anhänger aus Loreto © Landes-  
sammlungen NÖ – MAMUZ;  
© Karin Kührtreiber

erworbene Dinge des Hausrats im Kontext von Flucht und Vertreibung (1945/2015)“. Er untersucht anhand der Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung aus der CSR 1945 und der Fluchtbewegungen 2015, welche Bedeutung mitgebrachte, zurückgelassene und neu erworbene Dinge des Hausrats für Flüchtlinge und Vertriebene in der Nachkriegszeit hatten und auch heute haben.

Auf den ersten Blick scheint die Vielfalt an Themen, Objekten und Quellen sowie die große Zeitspanne des

Projekts verwirrend, doch die gemeinsamen Fragen berühren Grundbereiche der menschlichen Existenz: Welche Einflüsse formen Kulturen, welchen Veränderungen sind unsere anscheinend unabänderlich konstruierten Lebensbedingungen unterworfen? Mobilität und Wandel, gegenseitige Beeinflussung und Schaffung von Neuem aus der Begegnung mit „Anderem“ und „Fremdem“ sind ein menscheitsgeschichtliches Faktum. Dies zu leugnen ist müßig, dagegen zu kämpfen sinnlos; es zu erforschen äußerst anregend!



Damenoberteil © VK-11695, Museums-  
management Niederösterreich – Landes-  
sammlungen Niederösterreich

Linke Seite: „Sonntagswagen“ d. h. ein leichter Wagen für private Ausfahrten, mit dem die Besitzerfamilie, Siebenbürger Sachsen, 1944 vor der herannahenden Front „evakuiert“ wurde. Der Wagen wurde mit einer Kiste versehen und auf der Flucht nach NÖ als Fahrzeug und Transportmittel benutzt. © Kutschenmuseum Laa an der Thaya, Foto: Dieter Bacher

## Ausstellung

### Schnitzler im Gemeindebau

Das jüdische Währing: Blüte – Vernichtung – Gedenken

17. November 2020 – 31. Mai 2021

Amtshaus Währing, Martinstraße 100, 1180 Wien

Wie nur in wenigen anderen Stadtteilen Wiens bestand in Währing, dem 18. Gemeindebezirk, vor der Shoah eine Vielfalt jüdischen Lebens mit allen dafür nötigen Einrichtungen. 1938 lebten hier rund 5.500 Jüdinnen und Juden, „kleine Leute“ im Gemeindebau ebenso wie Großbürger in den Villen des Cottageviertels. Einige Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Literatur sind heute weltbekannt. Der Verfolgung der durch die NS-Gesetze als „jüdisch“ kategorisierten Menschen – die Zahl der Shoah-Opfer wird auf 500–600 geschätzt – gedachten in den letzten Jahren zahlreiche Projekte. Die Ausstellung verschränkt daher in acht Stationen in einer auch gestalterisch sichtbaren Dreiteilung das einstmals blühende jüdische Leben Währings und seine Vernichtung mit Gedenkinitiativen der Gegenwart.

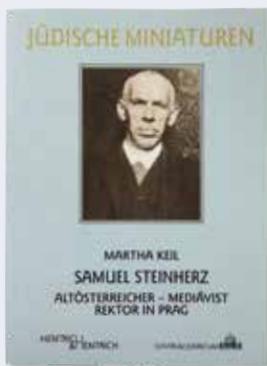
## Publikation

### Samuel Steinherz

Altösterreicher – Mediävist – Rektor in Prag

Martha Keil

Hentrich & Hentrich, 04/2020 | ISBN 978 3 955 65384 2 | 8,90 €



Das Büchlein würdigt Samuel Steinherz (1857–1942), einen in seiner Wirkungszeit hoch geschätzten, heute nur noch in Fachkreisen bekannten Mediävisten. In Güssing geboren, promovierte er in Graz, habilitierte in Wien und erhielt 1901 eine Professur an der Deutschen Universität in Prag. Ab 1922 bekleidete er – von der deutschnationalen Studentenschaft aggressiv bekämpft – das Amt des Rektors. Nach der Emeritierung verfasste er grundlegende Arbeiten zur jüdischen Geschichte. Am 6. Juli 1942 wurde Steinherz nach Theresienstadt deportiert, an seinem 85. Geburtstag erlag er den schweren Lebensbedingungen. Auch seine Frau Sophie, drei seiner fünf Kinder und zwei Enkelkinder wurden in der Shoah ermordet.

A close-up profile of a woman's face, looking towards the left. A bright, glowing yellow light streak cuts across the image from the top left towards the bottom right, passing near her nose. The background is a warm, reddish-orange gradient.

**AK** | **100**  
JAHRE  
GERECHTIGKEIT

# Gerechtigkeit lässt nicht nach.

Besonders in Krisenzeiten braucht es jemanden, der darauf schaut, dass es gerecht zugeht. Jetzt geht es darum, Österreich neu zu starten und die Menschen, die täglich daran mitarbeiten, zu stärken. Für sie setzt sich die Arbeiterkammer mit aller Kraft ein.

**Vor der Krise, während der Krise und auch nach der Krise.**

# Inhalt

<b>Sabine Hödl</b>	Editorial	<b>1</b>
<b>Martha Keil</b>	„Denn Zedaka rettet vor dem Tod ...“ Gerechte Wohltätigkeit und Armenfürsorge im Mittelalter	<b>2</b>
<b>Felicitas Heimann-Jelinek</b>	Zedaka – aus dem religiösen Rahmen gelöst Jüdische Stifterinnen und Stifter in Wien	<b>10</b>
<b>Gudrun Wolfgruber</b>	Ein weibliches jüdisches Projekt der Moderne Bertha Pappenheims soziales Engagement zwischen Frauenbewegung und Religion	<b>18</b>
<b>Maria Maiss</b>	Ilse Arlt (1876–1960) Gerechtigkeit durch schöpferisches Konsumhandeln	<b>28</b>
<b>Christoph Lind</b>	„Das Elend selbst ist auf der Wanderung“ Zedaka und Wanderbettler in Wien bis 1914	<b>38</b>
<b>Anna Michaelis</b>	Jüdische Wohlfahrt im Wilhelminischen Deutschland Das Beispiel Berlin (1890–1917)	<b>48</b>
<b>Christoph Jahr</b>	Wohlfahrt und Weltpolitik Die Tätigkeit des „Hilfsvereins der deutschen Juden in Palästina“ (1901–1920)	<b>56</b>
<b>Christoph Lind</b>	„Feinste Chokolade, unter ritueller Aufsicht erzeugt“ Koschere Neuigkeiten aus dem Wien der Kaiserzeit	<b>64</b>
<b>Martha Keil, Thomas Kühtreiber</b>	Mobile Dinge, Menschen und Ideen Eine bewegte Geschichte Niederösterreichs	<b>70</b>

*Impressum: Juden in Mitteleuropa. Erscheint jährlich. Zweck: Information über jüdische Geschichte und Kultur. Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Institut für jüdische Geschichte Österreichs, Dr. Karl Renner-Promenade 22, A-3100 St. Pölten, +43 2742 77171-0, office@injoest.ac.at, www.injoest.ac.at  
Chefredaktion, PR-Verwaltung: Dr. Sabine Hödl. Design: rene-stockreiter.com  
Lithografie: pixelstorm, Wien. Druck: Eigner Druck, Neulengbach*

*© Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Alle Rechte vorbehalten. Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen. Bitte wenden Sie sich zwecks Abgeltung allfälliger Ansprüche an das Institut für jüdische Geschichte Österreichs.*

Wir danken der Wirtschaftskammer Österreich, der Erzdiözese Wien und der Mondi Neusiedler GmbH für die Unterstützung der Zeitschrift.